

GOBINEAUS RASSEN-LEHRE

VON
PAUL
KLEINECKE




Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC

GOBINEAUS RASSENLEHRE

DARGESTELLT VON
PAUL KLEINECKE

ZWEITE AUFLAGE



FR. FROMMANNS VERLAG (H. KURTZ)
STUTTGART 1920

Printed in Germany

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais in Stuttgart

Herrn Prof. Ludwig Schemann in Freiburg
zugeeignet in Verehrung und Dankbarkeit.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Nachdem die im Jahre 1902 in Berlin erschienene erste Auflage der „Rassenphilosophie“ vollständig vergriffen ist, hat es der um die Herausgabe des Gobineauschen Rassenwerkes hochverdiente Verlag Fr. Frommann, Stuttgart *), in dankenswerter Weise übernommen, eine zweite Auflage unter dem schlichteren Namen „Rassenlehre“ herauszubringen. Wenn der Verfasser in dem Vorwort zur ersten Auflage es als den Zweck seiner Bearbeitung bezeichnete, zum Lesen des eigentlichen Werkes anzuregen, so hat sich dieses Ziel jetzt insofern etwas verschoben, als der Gobineausche „Versuch“ in den dazwischenliegenden Jahren sich einen so hohen Platz, besonders in der deutschen Geisteswelt, erobert hat, daß es dieser Anregung kaum mehr bedarf. Dazu kommt, daß die Ausgaben des Gobineauschen „Essai sur l'inégalité des races humaines“ sowohl in französischer **) wie in deutscher Sprache nahezu vergriffen sind, ohne daß in absehbarer Zeit an eine Neuauflage zu denken ist. So sieht sich denn dieses Werkchen aus der bescheidenen Rolle des Anregers und Lustmachers in eine gehobene Stellung versetzt, in der es sich als Ersatz des Hauptwerkes darbietet. Um so größeren Anlaß hat es, sich seines bescheidenen Wollens und Wertes bewußt zu bleiben.

---

*) In diesem Verlage erschienen:

1. Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Vom Grafen Gobineau. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann.
2. Namen und Sachregister zu obigem Werk. Von Paul Kleinecke (1908).
3. Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des „Essai sur l'inégalité des races humaines“. Von Ludwig Schemann. 1910.

**) Paris, bei Firmin-Didot et Cie.

Vor allem bringt es nur den ersten der sechs Gobineauschen Bände zur Darstellung, der den allgemeinen oder theoretischen Teil seiner Lehre enthält. Freilich bildet dieser die eigentliche Seele, den unsterblichen Teil des ganzen Werkes; denn er begründet den großen Gedanken, den Gobineau zuerst gefunden und schon vor Darwin verkündet hat und der in der Erkenntnis gipfelt, daß fortan jede Kultur- und Menschheitsgeschichte im Lichte der Rasse zu betrachten sei. Die Anwendung dieses Gedankens auf die einzelnen Zivilisationskreise, die Gobineau in den folgenden fünf Bänden durchführt, hat ihn zu Teilergebnissen geführt, die vielfach vor der heutigen Kritik nicht mehr bestehen können. Und die Fachkritik hat denn auch weidlich ihr Mütchen an dem Großen gekühlt. Aber um so heller erstrahlt der Ewigkeitswert des ersten allgemeinen Teils, von dem einen Abglanz zu übermitteln die Aufgabe der vorliegenden Bearbeitung ist. Möge sie die alten Freunde Gobineauscher Denkweise befriedigen und neue hinzugewinnen und sich zugleich als eine Huldigung darstellen für den unermüdlichen und erfolgreichen Vorkämpfer der Gobineauschen Grundwahrheiten, Herrn Prof. Ludwig Schemann*) in Freiburg, ohne dessen tatkräftige und tiefgründige Arbeit die Absicht der Franzosen, ihren großen, aber für ihre völkische Anmaßlichkeit unbequemen Landsmann totzuschweigen, trotz Richard Wagners Eintreten für den Unterdrückten wahrscheinlich gelungen wäre.

Berlin-Friedenau, im Juli 1920.

Prof. Dr. Paul Kleinecke.

---

*) Die deutschvölkischen Freunde Schemanns weise ich auf dessen jüngst bei Theodor Weicher in Leipzig erschienene Druckschrift „Von deutscher Zukunft. Gedanken eines, der auszog, das Hoffen zu lernen“, hin. Es ist das Ergreifendste und Tiefste, was ich über Schuld und Hoffnung unseres Volkes im Anschluß an den Krieg gelesen habe.

Kapitel I.

Die Vergänglichkeit der Zivilisationen und menschlichen Gesellschaften ist das Ergebnis einer allgemeinen und gemeinschaftlichen Ursache.

Um die Entstehung, die Entwicklung und die Erfolge eines ganzen Volksstammes zu verstehen, gibt es nach Gobineau, wie bei dem Einzelmenschen, bestimmte Merkmale geistiger Veranlagung. Haben wir diese einmal erfaßt, so wird uns der Entwicklungsgang eines Volkes vom Anfang bis zu seinem Untergang leicht verständlich erscheinen. Die Geschichte liefert uns Beispiele dazu. Wenn man aber bedenkt und sieht, daß die Zivilisation aller vorgeschichtlichen und geschichtlichen Völker nach einer Zeit des Aufschwunges, der Macht und des Ruhmes, alle ohne Ausnahme, selbst unter den günstigsten Bedingungen ihres Daseins schließlich zugrunde gegangen sind, und wie zeitgenössische Staatenbildungen, trotz ihres verhältnismäßig geringen Alters schon die sicheren Zeichen des Verfalles in sich tragen, so gelangt man zu dem erschreckenden Schluß, daß jede menschliche Gesellschaft, ebenso wie der Einzelmensch, bereits im Augenblick des Werdens neben den Keimen lebensvoller Entwicklung den Urgrund sicheren Unterganges im Innern berge. Welches ist nun dieser Urgrund, und ist er bei allen Staaten derselbe?

So verschieden auch die äußeren Umstände sich darstellen, unter denen die alten Kulturstaaten*), wie

*) Kultur und Zivilisation sind von Gobineau nicht unterschieden.

Assyrien, Ägypten, Griechenland und Rom, zugrunde gingen, so gelangt man bei gründlicherem Forschen doch zu dem Ergebnis, daß dieser von Urbeginn anhaftende Todeskeim bei allen Völkern gleichartig und derselbe ist. Diese Erkenntnis ist ausschließlich modern und ein Erfolg unserer umfassenderen Geschichtskenntnis, welche den alten Kulturstaaten abging. Wie nämlich die Sterblichkeit der Menschen sich aus der Tatsache erweist, daß bisher alle Menschen gestorben sind, so schließen wir aus der Vernichtung aller bisherigen Staatengebilde auf die Vergänglichkeit der Staaten überhaupt. Welches ist aber der Urgrund der Vergänglichkeit?

Der religiöse Geist des asiatischen Altertums sah in der Vernichtung einer Nation lediglich die göttliche Strafe für ihre Sünden und eine Warnung für die schuldigen, aber noch unbestraften Volksstämme. Gobineau läßt diese Auffassung gelten, insofern sie den Finger Gottes in des Schicksals Walten erkennt. Auch nach ihm geht kein Staat zugrunde ohne Gottes Willen. Auch er läßt die Sünde als den Urgrund der Vernichtung gelten, wie beim Einzelmenschen so bei den Völkern. Aber was die Propheten zur Erklärung einzelner Fälle verwandten, will er für die Gesamtheit der Vernichtungserscheinungen zum Gesetz machen. Die Strenge des göttlichen Gerichtes erstreckt sich eben auf alle menschlichen Gemeinschaften, ihr Untergang ist vorherbestimmt durch ein Weltengesetz, unabänderlich wie alle Naturgesetze der organischen und unorganischen Welt.

Die vornehmen Geister der Athener und Römer sahen den Luxus, die Verweichlichung, die schlechte Verwaltung, die Sittenverderbnis und den Fanatismus als Vorboten und Ursachen des Verfalles an, und zwar so, daß ein Vermeiden dieser Ursachen einem Volke dauernde Blüte sichern könnte. Auf Grund solcher Auffassung stützten sie ihre Sittenlehre, bekämpften

sie tapfer das Laster und seine verderblichen Folgen. Aber die wirklichen Gründe, die aus dem Rahmen des Sittengesetzes herausfallen, blieben ihnen fast gänzlich unbekannt. So kann Gobineau die theoretische Weltauffassung eines Tacitus und Plutarch zwar nicht billigen, aber ihrem sittlichen Bestreben spendet er die größte Hochachtung.

Auch die Rationalisten des 18. Jahrhunderts suchten auf Grund derselben unvollkommenen Weltanschauung wie ihre klassischen Vorgänger den Untergang ihres Staates abzuwenden. Aber ihnen versagt Gobineau jede Teilnahme, ihnen gegenüber ist sein Urteil hart. War das Bestreben der Alten konservativ und staatserhaltend, so waren die Lehren der Vorgänger der Revolution umstürzlerisch. Um die Gesellschaft zu retten, trachteten die Voltärianer, Religion, Gesetz, Handel und Gewerbe zu zerstören, indem sie die Religion als Fanatismus, das Gesetz als Despotismus, Handel und Gewerbe als Luxus und Korruption verschrien. Doch der Irrtum an sich ist bei den Alten und Neuen der gleiche: Es ist nicht wahr, daß sittliche Gründe, wie Fanatismus, Luxus, Sittenverderbnis und religiöser Verfall notwendig den Untergang eines Staates zur Folge haben. Diesem Beweis ist das nächste Kapitel gewidmet. —

Kapitel II.

Fanatismus, Luxus, schlechte Sitten und Abfall vom Glauben führen nicht notwendig den Sturz der Gesellschaften herbei.

Es gab kein fanatischeres Volk als die Azteken in Mexiko. Nicht bloß der Feinde, sondern auch der eignen Bürger Blut floß unaufhörlich auf den Altären

ihrer Götter. Aber ihr Fanatismus hat ihren Untergang nicht herbeigeführt, und hätte das Genie eines Fernando Cortez und der Mut seiner Begleiter ihrer schaudervollen Herrschaft kein Ende bereitet, so hätte sie noch lange fortbestehen können.

Luxus und Verweichlichung lassen sich ebensowenig als Ursachen des Niederganges nachweisen. Sie wirkten bei den alten Griechen, Persern und Römern vielleicht in anderer Form, aber kaum in höherem Grade als bei den modernen europäischen Kulturvölkern. Zudem treten sie nur in den höheren Gesellschaftsklassen in Erscheinung. Auch im Mittelalter sind die Venezianer, Genuesen und Pisaner an der Anhäufung ihrer Schätze nicht zugrunde gegangen. Wenigstens ist der Beweis dafür nicht erbracht.

Ferner braucht die Sittenverderbnis, an sich die schrecklichste Geißel der Völker, nicht unvermeidlich zur Zerstörung zu führen. Wäre das richtig, so müßte die Macht und das Gedeihen eines Staates im geraden Verhältnis stehen zur Reinheit seiner Sitten. Aber schon die vielgerühmte Bauerntugend jener Römer von altem Schrot und Korn erscheint Gobineau in sehr fraglichem Lichte. Betrachteten sie doch ihre Frauen als Sklavinnen, ihre Kinder als Vieh und ihre Schuldner wie jagdbares Wild. Dagegen wende man nicht ein, daß die allgemeine sittliche Höhe damals eben eine andere war. Zeigt doch die Vertreibung der Könige infolge der Entehrung der Lukretia, mag diese Tat geschichtlich oder sagenhaft sein, daß das sittliche Gefühl des Volkes damals schon hinreichend geschärft war gegen den Mißbrauch der Gewalt. Auch bei andern Völkern läßt sich nachweisen, daß in ihrer Entstehungszeit die größere Tugend durchaus nicht immer die größere Kraft bedeutet. Die Staaten bestehen nicht nur trotz ihrer Laster, nein, sie verdanken ihren Glanz oft geradezu den abscheulichsten Sitten. Beweis: Die Banditenverfassung der Spartiaten und die nichts-

nützige Sittenroheit der Phönizier. Gobineau entdeckt sogar bei gewissen Völkern, die sich schon dem Niedergang nähern, eine Überlegenheit sittlicher Empfindung gegenüber den Anfangszeiten ihres Werdens. Auch fehlen große Männer von geistiger und sittlicher Höhe durchaus nicht zu Zeiten staatlichen Verfalls. So weist er unter den römischen Kaisern auf Trajan, Antoninus Pius, Septimius Severus und Jovianus und unter den Bürgern auf die zahlreichen Gelehrten, Märtyrer und Apostel der ersten christlichen Kirche hin. An der Geschichte seines eigenen Volkes zeigt er im besonderen, daß die Sittenverderbnis nichts als eine Krankheit ist, die auf den verschiedenen Entwicklungsstufen einer Volksgemeinschaft sich bald verschlimmert, bald bessert, aber immerhin die Aussicht auf Heilung bewahrt. Sie hat daher nur vorübergehende Bedeutung.

Endlich macht man die Irreligiosität, die Aufgabe des väterlichen Glaubens für den politischen Verfall verantwortlich. Man will eine Wechselbeziehung wahrnehmen zwischen der Ausbreitung der Lehren eines Epikur und Zeno in Athen und Rom, dem Abfall von dem nationalen Götterglauben, dem beginnenden Atheismus und dem Untergang der beiden Republiken. Zunächst vergißt man dabei, daß dieser Hinweis eben nur auf Griechenland und Rom paßt, denn andere Staaten, wie Tyrus, Karthago, Judäa, die Reiche der Azteken und Peruaner, gingen zugrunde, obgleich ihre Bürger mit inbrünstiger Liebe ihre altgeheiligten Altäre pflegten. Aber auch für die beiden erstgenannten Staaten will Gobineau die Richtigkeit der angestellten Beobachtung nicht gelten lassen. In ausführlicher und fesselnder Darstellung schildert er den geistigen Zustand der Griechen und Römer zur Zeit des Skeptizismus und der beginnenden Ausdehnung des Christentums und entwickelt dabei besonders folgende Gesichtspunkte:

Erstens: Der Atheismus war stets ein Luxus, den sich nur die wenigen Reichen und Gebildeten leisten konnten.

Zweitens: Diese wenigen Gebildeten mußten aber in ihrem öffentlichen und politischen Wirken stets auf die strenggläubige große Menge gebührend Rücksicht nehmen, wie aus dem Beispiel Perikles', Cäsars und selbst des christlich gesinnten Konstantin hervorgeht.

Drittens: Die Gläubigkeit der großen Masse ist niemals unterbrochen worden. Der alte Glaube schwand nur, um dem siegreichen neuen Glauben Platz zu machen. Also auch hier kommt Gobineau zu dem Schluß, daß Mangel an Glauben nicht die Staaten zerstört.

Aber ebensowenig wie Gründe sittlicher Art kann eine schlechte Regierung, die ebenfalls schon von den Alten als staatenzerstörend bezeichnet wurde, als zwingender Grund zum Verfall angesehen werden. Davon im nächsten Kapitel.

Kapitel III.

Die geringere oder größere Tüchtigkeit der Regierungen hat keinen Einfluß auf die Lebensdauer der Völker.

Unzweifelhaft tragen eine gute Verfassung und eine tüchtige Regierung unendlich bei zur gesunden Entwicklung eines Staates. Aber zu behaupten, daß von ihrem Vorhandensein die tatsächliche Dauer einer sozialen Gemeinschaft abhängig sei, das wäre falsch. Es wäre richtig, wenn Völker nachweislich nur in wohlgeordneten Staatswesen bestehen könnten; aber dem widersprechen eben die Erfahrungen der Geschichte. Ja, man muß zugeben, daß gerade in der Jugendzeit des Völkerlebens, also in der Blüte ihrer Kraft, ihre

Regierungsform nicht immer die beste ist. Gobineau geht dieser Frage auf den Grund, indem er vier Arten schlechter Regierungsformen annimmt.

Erstens ist eine Regierung schlecht, wenn sie unter dem Einfluß des Auslandes gebildet worden ist. Er denkt dabei an die Verfassung Athens unter den 30 Tyrannen. Diese wirkte aber nicht zerstörend, sondern die nationale Kraft gewann an ihr neuen Aufschwung.

Zweitens ist eine Regierung schlecht, wenn sie von einem siegreichen Stamme einem unterworfenen Volk aufgezwungen ist. So seufzte Frankreich im 14. Jahrhundert unter dem Joch der Engländer; China mußte lange Zeit die Gewaltherrschaft der Mongolen und muß noch jetzt *) die fremde Mandschu-Dynastie ertragen. Aber sowohl Frankreich als auch China sind neugekräftigt aus dem Befreiungskampf hervorgegangen, und China wird auch die augenblickliche Fremdherrschaft einst abwerfen, ohne an seiner Lebenskraft etwas einzubüßen.

Ferner kann eine Regierungsform schlecht sein, wenn ihr ursprünglich gesunder Grundgedanke im Laufe der Zeit entartet ist. Das ist das Schicksal der spanischen Monarchie. Sie war begründet auf kriegerischem Geist und kommunaler Freiheit. Dieser Geist sank in Vergessenheit gegen Ende der Regierung Philipps II. Eine unglückliche religiöse Ordnung kam hinzu, so daß Handel und Gewerbe in der allgemeinen nationalen Zersetzung begraben wurden. Und dennoch bestreitet Gobineau, — er tut es vor dem Jahre 1853 — daß Spanien als eine tote Nation anzusehen sei.

Endlich ist eine Regierungsform schlecht, wenn sie in ihrem Innern den Keim zum Zwiespalt zwischen Regierenden und Regierten oder zwischen einzelnen

*) im Jahre 1853.

Klassen der Untertanen bietet. So sah man im Mittelalter die französischen und englischen Könige im Kampf mit ihren Vasallen oder die Bauern mit ihren Lehnsherren. So entstanden in Deutschland die Hussitenkriege, die Kämpfe der Wiedertäufer und anderer Sektierer (sic!). Und ähnliche Zustände gab es in Italien, ohne daß sich aus allen diesen Bürgerkriegen eine Schwächung der nationalen Kraft nachweisen ließe.

Nun hat es zwar unzweifelhaft glänzende Regierungen gegeben, die wie ein aus dem Dunkeln hervorbrechender Sonnenblick ein Volk im Glücke erstrahlen ließen. Aber ebensowenig wie schlechte Regierungen einem Staate Verderben brachten, haben jene glänzenden seine eigentliche Lebenskraft wesentlich gestärkt. Dazu waren sie zunächst nicht häufig und langdauernd genug. Ferner sind gerade über die Segnungen dieser glänzenden Regierungen die Ansichten durchaus geteilt, wie Gobineau an dem Beispiele Wilhelms von Oranien für England und Ludwigs XIV. für Frankreich nachweist. Außerdem kann man geschichtlich nachweisen, daß die Regierungen, unter denen ein Volksstamm schließlich seinen Untergang fand, durchaus nicht immer die schlechtesten waren.

Kapitel IV.

Was man unter dem Worte Entartung zu verstehen hat; von der Mischung der Rassen, und wie menschliche Gesellschaften sich bilden und wieder vergehen.

Eine schlechte Regierung an sich hat also, ebensowenig wie die behandelten moralischen Mißstände, noch nicht den Untergang einer Nation zur Folge.

Es muß vielmehr neben diesen Mißständen ein von ihnen unabhängiger Todeskeim vorhanden sein. Ist er vorhanden, so wird auch der bestregierte Staat zugrunde gehn, so gut wie ein zum Tode erschöpftes Pferd auch auf ebener Bahn stürzt. Zu dieser tieferen Erkenntnis über die Ursachen des staatlichen Niedergangs war man schon in der Zeit nach der großen Revolution vorgedrungen. Aber leider hat man es nicht verstanden, diesen Gedanken logisch weiter zu verfolgen. Welches ist denn dieser Todeskeim? fragte man sich; und man antwortete: Es ist die Entartung. Die Nationen sterben, sobald ihre Grundbestandteile entartet sind. — Das war ganz schön, aber man scheiterte wiederum an der Begriffsbestimmung der Entartung. Man erklärte nämlich: Entartet ist das Volk, welches durch schlechte Regierung, durch Schwelgerei, Fanatismus oder Irreligiosität die Erbtugenden seiner Väter verloren hat. Das heißt also: Ein Volk geht an den sozialen Mißständen zugrunde, wenn es entartet ist, und es ist entartet, wenn es an den sozialen Mißständen zugrunde geht. Der schönste Circulus vitiosus!

Auch Gobineau sieht in der Entartung den eigentlichen Todeskeim für die Völker. Sie gehen unter, weil sie nicht mehr dieselbe Kraft wie ihre Väter besitzen, um die sozialen Gefahren zu bestehen, mit einem Wort, weil sie entartet sind. Aber neu und bahnbrechend ist es, daß Gobineau dem Begriff der Entartung einen faßbaren Inhalt gibt. *Entartet ist bei ihm dasjenige Volk, in dessen Adern infolge mannigfacher Mischungen und Kreuzungen nicht mehr das reine Blut seiner Väter fließt*, von denen es schließlich nur noch den Namen, aber nicht mehr die Rasseeigenschaften besitzt.

Wenn aber eine Rasse durch Blutmischung verschlechtert werden soll, so setzt das voraus, daß die einzelnen Rassen einander nicht gleichwertig sind, und

somit kommt Gobineau zu dem Hauptpunkt seines Werkes, nämlich zur Untersuchung über die Ungleichwertigkeit der einzelnen Rassen. Zu diesem Zwecke sucht er uns eine Vorstellung zu machen, auf welche Weise sich ein Geschlecht, ein Stamm zu einer Nation entwickelt.

Ein solcher Stamm wird, triebmäßig geleitet durch die in ihm wirkende Lebenskraft, sich selbst Gesetze auferlegen, um in seiner Gesamtheit eine Rolle in der Welt zu spielen. Dabei sind Berührungen mit anderen Stämmen und Familien unvermeidbar, und er wird diese, dem Erhaltungstriebe folgend, auf friedlichem oder kriegerischem Wege sich einzuverleiben suchen. Das ist der erste, notwendige Schritt zur Zivilisation; alle Kulturvölker, mögen sie schließlich eine hohe oder niedrige Stufe erreicht haben, mußten ihn tun.

Aber es gibt auch eine große Zahl Völkergruppen, welche nicht einmal diesen ersten Schritt zu tun vermochten. Die Neger Polynesiens, die Samojeden und andere nördliche Stämme, der größte Teil der afrikanischen Neger sind nie zu einer umfassenden Stammesverbindung gelangt. Wohl greift auch hier der Stärkere den Schwächeren an, aber nur, um ihn zu berauben oder zu töten, nicht um ihn sich anzugliedern. Wenn wir nun sehen, daß solche unzivilisierten Stämme über allen Zonen der Erde verbreitet sind, daß sie am Meer, an Seen und Flüssen, in Wäldern, Steppen und Einöden wohnen, so kann ihr politisches Unvermögen auch nicht durch Klima oder Örtlichkeit beeinflußt sein, sondern muß als die Folge einer inneren, angeborenen Minderwertigkeit angesehen werden. Sie sind unfähig, den natürlichen Widerwillen, den Menschen und Tiere gegen jede Kreuzung empfinden, zu besiegen.

Gobineau beleuchtet dann die verschiedenen Entwicklungsstufen eines Stammes, der sich zu einer wirklichen Nation erhebt. Ein solcher Stamm begnügt

sich nicht mit der einmaligen Einverleibung unterworfener Stämme, sondern erobert schließlich ein großes Reich, dessen Boden er sich aneignet und dessen Bewohner er neben sich duldet, bis im Laufe der Jahrhunderte nach Ausgleichung der seelischen und gesellschaftlichen Gegensätze Sieger und Besiegte durch Kreuzung immer mehr zu einem Stamme verschmelzen.

Doch bleibt merkwürdigerweise selbst bei den Stämmen vorgerückter Mischung immer noch ein starker Widerwille gegen weitere Mischung zurück. Am auffallendsten ist dieser Widerwille bei den Arabern, die doch selbst semitisch-hamitischer Mischung entsprossen sind, aber wegen ihrer stammweisen Absonderung zu keiner vollen Nationalität gelangen können. Derselbe Widerwille besteht auch anderswo. So gibt es in Frankreich, wie Gobineau erzählt, noch jetzt Landkreise, welche eine Heirat von Dorf zu Dorf verabscheuen.

Demnach unterliegt das gesamte Menschengeschlecht zwei Gesetzen: dem Gesetz der Abstoßung und dem der Anziehung. Ersteres beherrscht die wilden Völkerschaften völlig, während das zweite um so stärker auf die übrigen Völker wirkt, je entwicklungsfähiger sie sind.

Nehmen wir noch einmal an, daß eine Familie kraft angeborener Instinkte sich zu einem großen Stamme entwickelt hat. Im weiteren Verlauf seiner Entwicklung wird dieser entweder selbst erobernd weiterschreiten, oder einem stärkeren Stamme unterliegen. Setzen wir den ersten Fall: Er unterwirft andere Stämme, aber beherrscht sie nicht nur, sondern regiert und veredelt sie, indem er gute Sitten und Einrichtungen der Unterworfenen beibehält, die schlechten aber durch eigene bessere ersetzt. So springen zwei Tatsachen in die Augen: Einmal, daß eine minderwertige Rasse, weil sie zufällig in die Hände eines starken Herren fiel, zur Anteilnahme an einem höheren Geschick berufen

wird, wie z. B. die Angelsachsen in England durch ihre Unterwerfung unter die normannische Kultur. Zweitens aber, daß ein auserwähltes, ein Herrenvolk, das als solches mit starker Neigung zur Vermischung mit anderem Blut begabt ist, durch die intime Berührung mit der besiegten minderwertigen Rasse sein Blut verschlechtert. Denn sollte auch die Bluterneuerung bei der einen Kreuzung stehen bleiben, so hätte man nach längerem oder kürzerem Zeitraum eine neue Rasse vor sich, unzweifelhaft weniger tüchtig, als die Vorfahren der besseren Volkshälfte, aber immer noch genügend stark und vielleicht mit besonderen Werteigenschaften begabt, die als unmittelbare Wirkung der Mischung selbst anzusehen sind. Aber gewöhnlich ist der Verlauf nicht so, und die Kreuzung beschränkt sich nicht auf die beiden ursprünglichen Völker.

Also das trotz der Kreuzung mächtige Volk macht neue Eroberungen. Jedesmal fließt ihm neues Blut zu, und je größer die Nation wird, desto mehr verändert sich der ursprüngliche Volkscharakter. Wenn sich nun schließlich auch noch zahlreiche Fremde einfinden, gelockt durch die Reize einer höheren Kultur, so können im Volke Bestrebungen hervortreten, durch Kastenbildung das Blut der Volksgenossen vor weiterer Zersetzung zu bewahren. Aber selbst wenn, wie bei den Hindus, durch religiöse Vorschriften und Androhung schwerer Strafen dieser Kastengeist geschützt wird, so wird dennoch das Volk, gerade weil es infolge seiner kulturellen Beanlagung mild und duldsam ist, den Zwang der Absonderung vielfach durchbrechen, so daß bald ein Volksteil entstehen wird, den die Mitglieder der Kaste nicht mehr als gleichwertig betrachten. Aber auch dieser Teil wird wieder das Bestreben zeigen, sich vor weiterer Vermischung zu bewahren, und wird eine zweite, wenn auch minderwertige Kaste bilden, mit demselben Erfolge wie die alte Kaste, so daß schließlich die ganze Bevölkerung

in verschiedene Kasten und zahlreiche Unterabteilungen von immer geringerem Werte zerfällt. Ein derartig hartnäckiges Absonderungsbestreben findet sich aber tatsächlich fast nur bei den Brahmanen; bei allen umwohnenden, an der indischen Geisteskultur teilhabenden Völkern schwand, soweit sich überhaupt Anfänge zur Kastenbildung gezeigt hatten, diese Neigung mit dem Augenblicke, wo jeder einzelne Volksgenosse ohne Rücksicht auf seine Abstammung die Möglichkeit erlangte, durch tüchtige Leistungen und hervorragende Entdeckungen sich auszuzeichnen. Aber ein solches Volk hörte dann auf, ein Herrenvolk zu sein und bestimmend auf das Schicksal anderer Völker einzuwirken. Sein Blut ging auf in dem Zuflusse aller Völker, den es auf sich abgeleitet hatte.

Und so verschwindet schließlich jede ursprünglich siegreiche Rasse im überwiegenden Blute der unterworfenen Völker. Die Zersetzung kann unter verschiedenen Bedingungen früher oder später eintreten, aber sie vollzieht sich stets und ohne Ausnahme. Hat nun damit der Niedergang der Rasse begonnen, so braucht doch darum die Zivilisation, deren Schöpferin sie gewesen ist, nicht gleichzeitig zu verschwinden. Sie kann noch lange weiterbestehen, ja sich noch höher entwickeln, wenn schon der schaffende Keim ihrer Macht und ihres Ruhmes in ihr erstorben ist. Denn dieser Keim hat Einrichtungen, Sitten und Gesetze, kurz Formen geschaffen, welche dem dahinsiechenden Staatskörper ein mehr oder weniger anhaltendes Schattendasein gewährleisten. Doch lange dauert es nicht, dann ist auch die Zivilisation tot.

So löst sich denn das Rätsel über Leben und Tod der Nationen dahin auf, daß kein Kulturvolk in sich selbst absterben würde, wenn die ursprünglichen Elemente seiner nationalen Kraft stets unverändert, von Mischung unberührt blieben. Hätte Darius bei Arbela in seinen Schlachtreihen noch wirkliche Perser arischer Rasse

gehabt, hätten sich zur Zeit des niedergehenden römischen Kaiserreiches in Senat und Heer noch Männer von dem Schlage derer befunden, über die einst Fabius verfügte, Perser- und Römerreich beständen und herrschten heute noch! — Aber, wird man einwenden, sie hätten schließlich dennoch einem an Kraft überlegenen Sieger begegnen oder auch durch den Zufall einer verlorenen Schlacht ihre Selbständigkeit einbüßen können! Freilich, ihr Staatsgebilde hätte auf diese Weise endigen können, aber nimmer ihre Zivilisation, ihr sozialer Körper! Ihre Niederlage wäre nur ein vorübergehendes Übel gewesen. In der Neuzeit wurde China zweimal von sozial minderwertigen Siegern erobert. Beidemal mußten sich die Sieger der chinesischen Kultur unterwerfen; sie waren hierin der empfangende Teil. Die ersten Eroberer, die Mongolen, sind längst wieder verjagt, die zweiten, die Mandschus, werden ihnen über kurz oder lang folgen. Ebenso ist das Verhältnis der Engländer zu den unterworfenen Indern und ihrer Zivilisation. Der Zufall der Eroberung kann einem Volke, dessen Blut und Einrichtung noch einigermaßen das Gepräge der ursprünglichen Rasse bewahren, den Lebensfaden nicht abschneiden. Die oft aufgeworfene Frage, was geschehen wäre, wenn die Karthager den Römern gegenüber siegreich geblieben wären, erledigt sich damit auf das leichteste. Hätten sie auch bei Zama gesiegt, so hätten sie früher oder später doch den Römern unterliegen müssen, da deren arische Abstammung sie an politischer Tüchtigkeit hoch über die Abkömmlinge eines phönizischen Zweiges stellte.

Bei den vorstehenden Betrachtungen mußte Gobineau, der Kürze und Deutlichkeit wegen, die Tatsache der ursprünglichen Ungleichwertigkeit der Rassen verschiedentlich als schon bewiesen annehmen. Trotzdem sind wir bisher nur gleichsam in die Vorhalle dieser wichtigen Erkenntnis eingetreten. Ihre Trag-

weite ist aber so bedeutend, daß man nicht genug Gründe und Tatsachen herbeischleppen kann, um ein so gewaltiges Gebäude zu stützen.

Kapitel V.

Die Ungleichheiten der Rassen sind nicht das Ergebnis gesetzlicher oder staatlicher Einrichtungen.

Der Gedanke einer von Anbeginn vorhandenen und ursprünglich anhaftenden Ungleichwertigkeit der Rassen hat seit den ältesten Zeiten und überall geherrscht und galt als Grundlage für alle Regierungstheorien. Die Einrichtung der Kasten, der Adelsklassen, der Aristokratien, soweit sie auf dem Vorrecht der Geburt beruhen, entspringt aus ihm. Auf ihm beruht das Gefühl der Überlegenheit, das jedes Volk für sich über ein anderes hegt. Erst wenn eine Mehrzahl der Bürger gemischtes Blut in sich trägt, versucht man das, was nur für eben diese Mehrzahl zutrifft, zu einer allgemeinen und absoluten Wahrheit zu stempeln, und fühlt sich zu der Behauptung berufen, daß alle Menschen gleich seien. Von einer berechtigten Auflehnung gegen die Tyrannei der herrschenden Klasse geht man über zur Verneinung der natürlichen Gründe der Überlegenheit. Diese soll dann nicht mehr bloß verkehrt, sondern auch unberechtigterweise angemaßt sein. Kulturfähigkeit ist nicht mehr das Erbteil weniger Auserwählter, sondern ein Gemeingut aller Menschengattungen. Und die Summe aller dieser aus der Entartung fließenden Empfindungen offenbart sich in dem politischen Grundsatz, der, wie der Schlauch des Aeolus, so gewaltige Stürme einschließt: Daß alle Menschen Brüder seien.

Aber auch wissenschaftlich wird dieser Satz vertreten. „Alle Menschen", sagen die Verteidiger der

menschlichen Gleichheit, „sind ausgerüstet mit denselben Geisteswerkzeugen, derselben Natur, mit demselben Wert, derselben Fassungskraft.“ Also das Hirn des Huronen enthält im Keim denselben Geist, der den Engländer und Franzosen auszeichnet! Und um den nicht wegzuleugnenden Abstand in der Kulturhöhe beider zu erklären, beruft man sich zunächst auf den Einfluß des wechselnden Klimas. Denn, sagt man, der Norden bringt andere Kulturformen hervor als der Süden, der Wald andere als die Steppe usw. Sehr geistvoll, aber leider durch die Tatsachen widerlegt! Denn auf allen Punkten der Erde, in den verschiedensten klimatischen Lagen bestehen nebeneinander Barbarei und Zivilisation. Der stumpfsinnige Fellah verkalkt unter derselben Sonne, welche den mächtigen Priester von Memphis bestrahlte. Der gelehrte Berliner Professor lehrt unter demselben unfreundlichen Himmel, der einst das Elend der finnischen Wilden sah. (sic!)

Es ist aber auch für die Anhänger der Gleichheit der Rassen wenig folgerichtig, wenn sie es dulden, daß einzelnen Völkern bestimmte Rasseeigenschaften unwidersprochen nachgesagt werden. Der Graeculus war in den Augen der Römer eitel, geschwätzig und mutlos, der karthagische Bauer prozeßsüchtig und falsch. Und wer weiß heute alle die Merkmale aufzuzählen, die den Deutschen, den Spanier, den Engländer und Russen unterscheiden sollen? Mögen sie im einzelnen richtig sein oder nicht, jedenfalls sind sie im allgemeinen vorhanden. Trotz aller Schwärmerei für Gleichheit wird man es nicht ändern können, daß in der Tragödie des Lebens die Starken die Rollen der Könige und Herren spielen, während die Schwächeren mit den niederen Ämtern sich begnügen. Und in der Tat sind die Gleichheitsschwärmer durchaus nicht immer geneigt, in der Praxis die Folgen aus ihrer Lehre zu ziehen. So sind die demokratischen Angel-

sachsen Nordamerikas von ihrer Überlegenheit gegenüber den Südstaaten stark durchdrungen*).

Deshalb sucht man den nicht wegzuleugnenden geistigen Abstand zwischen einzelnen Völkern auch durch Einwirkung der verschiedenen Sitten und vor allem der staatlichen Einrichtungen zu erklären. Es sei ein großer Unterschied, ob eine tüchtige oder untüchtige Regierung ein Land leite, ob Freiheit oder Gewaltherrschaft die natürliche Veranlagung der Untertanen fördere oder einschränke. Doch Gobineau widerlegt die Möglichkeit eines solchen Einflusses der Regierungsformen auf das geistige Leben eines Volkes, indem er folgende Untersuchung anstellt:

Eine Regierungsform, sagt er, kann doppelten Ursprungs sein. Entweder stammt sie von dem Volke her, das unter ihren Vorschriften lebt, oder sie ist von fremden Gewalthabern einem unterworfenen Volke aufgezwungen.

Im ersteren Falle liegt die Sache ziemlich einfach. In jedem selbständigen Staate ist das Gesetz ein Ausfluß der im Volke lebendigen Kräfte. Nicht so, daß es unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sein müßte, sondern es muß, um gut zu sein, den Empfindungen und Bedürfnissen der völkischen Eigenart entsprechen. Und wenn ein hervorragender Gesetzgeber auf den ersten Blick als einziger Urheber einer segensreichen Verfassung erscheint, so wird man bei näherem Zusehen sich überzeugen, daß er in bewundernswürdiger Weise nur das festgelegt hat, was die lebendige Volksseele ihm eingab. So gab der scharfsinnige Lykurg nur das, was der Eigenart der dorischen Spartiaten entsprach; die graue Theorie eines Drakon, der nicht in der Seele seines Volkes zu lesen verstand, schuf eine Verfassung, die von vornherein den Keim des

*) Vor dem Bürgerkrieg geschrieben.

Unterganges in sich trug. Dadurch werden die Verdienste großer Gesetzgeber um ihr Volk keineswegs herabgesetzt, denn sie haben durch ihren überragenden Scharfblick ihrem Volke die Bahn seiner natürlichen Entwicklung geöffnet. Somit sind alle Gesetzeseinrichtungen von der Rasse bedingt, nicht umgekehrt. Sie sind eine Wirkung der Rasseeigenschaften, nicht ihre Ursache.

Gesetzgeber der neueren Zeit, welche in der Seele ihres Volkes nicht zu lesen verstanden und deshalb scheiterten, sind Karl I. von England, schlecht beraten vom Grafen Strafford, oder die Kalvinisten in Frankreich, welche eine gleichzeitig aristokratische und republikanische Verfassung mit Waffengewalt einführen wollten. Ebenso Philipp von Orléans, der Regent Frankreichs während der Minderjährigkeit Ludwigs XV.

Ferdinand der Katholische dagegen begriff die Seele seines Volkes, als er die ebenso schrecklichen wie notwendigen Maßregeln zur Vernichtung der Mauren ergriff. Der große Napoleon verstand den Geist seiner Franzosen, als er die Religion wieder herstellte, dem militärischen Geiste der Nation schmeichelte und eine zugleich schützende und beschränkende Regierungsgewalt einführte.

Also: Da die Nationen zeitlich vor den Gesetzen vorhanden sind, erhalten diese von den Nationen ihr Gepräge, ehe sie auf jene zurückwirken können, und Änderungen, welche im Laufe der Zeit an den Gesetzeseinrichtungen hervortreten, beweisen dies Verhältnis noch mehr. Denn wir sahen oben, daß ein Volk bei fortschreitender Zivilisation durch Blutmischung sich immer mehr von den Rasseeigenschaften seiner Vorfahren entfernt. Die Gesetze, welche diesen bequem waren, werden für die andersgearteten Nachkommen nicht mehr passen und um so mehr der Abänderung bedürfen, je weiter die Entartung vorgeschritten ist,

England hat unter allen europäischen Staaten verhältnismäßig am wenigsten Blutmischung erfahren, und man findet deshalb hier noch immer die alten wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen der Plantagenets und Tudors als Grundlage des sozialen Gebäudes erhalten. Freilich seit Jakob I. und besonders der unter der Königin Anna vollzogenen Union begann eine fortschreitende Mischung mit schottischem, irischem und anderem Blute, wodurch in der Folge manche Neuerungen begünstigt wurden.

Im Gegensatz zu England hat Frankreich die größten Wandlungen durchgemacht. Bis zur englischen Invasion hat der mehr germanische Norden sein feudales Gesicht leidlich zu wahren gewußt, was auch in dem Unabhängigkeitsgefühl der Städte zum Ausdruck kam. Als nach der Vertreibung der Engländer die mehr gallo-romanischen Stämme von Mittelfrankreich zur Vorherrschaft gelangten, begann die den Kelten eigentümliche Lust am Kriegswesen und an auswärtigen Abenteuern, sowie der dem römischen Blut entsprossene Hang zum Autoritätsglauben Platz zu greifen. Heinrich IV., als Aquitanier noch mehr römisch als keltisch, brachte das unbeschränkte Königtum fast zum Abschluß. Als aber endlich die Stadt Paris, deren Bevölkerung eine Mischung aus den mannigfachsten völkischen Abarten darstellt, die maßgebende Stellung in Frankreich errang, da ward mit jeder rasseeigenen Überlieferung gebrochen, und Frankreichs Politik wurde fortan durch neue Lehrsätze bestimmt, die seiner alten völkischen Art durchaus fremd waren. Aus allen diesen Beispielen ergibt sich aber, daß die Bevölkerung die Regierungsform beeinflußt und nicht umgekehrt.

Wie steht es nun, wenn ein Volksstamm eine nicht von ihm selbst geschaffene Verfassung von einem fremden Volke gezwungen annimmt?

Die großen Kulturvölker des Altertums, im besonderen die Römer, waren zu verständig, um eine solche Übertragung ihrer eigenen Gebräuche auf die unterworfenen Stämme zu erzwingen. Sie begnügten sich mit der militärischen Sicherung des Landes und einer ordnungsmäßigen Eintreibung der Steuern. Im übrigen ließen sie die Sitten eines jeden Volkes unberührt. Nur wenn einzelne Gebräuche, wie die Menschenopfer der keltischen Druiden, gar zu schroff mit ihren Empfindungen im Widerspruch standen, schritten sie dagegen ein. Aber der Erfolg war sehr merkwürdig und lehrreich: Bei der bald von römischen Kolonisten stark durchsetzten Bevölkerung der narbonensischen Provinz gelang ihnen die Unterdrückung des Menschenopfers verhältnismäßig leicht. Je weiter sie aber nach dem von Kolonisten gemiedenen Norden kamen, desto ohnmächtiger erwies sich ihre Macht in der Bekämpfung dieser Blutsitte. In den armorischen Provinzen, wo das keltische Blut sich rein erhielt vor römischer Mischung, konnte selbst das siegreich vordringende Christentum diese barbarischen Sitten nicht völlig ausrotten. Noch im 17. Jahrhundert zeugte die dort übliche Sitte der Ermordung von Schiffsbrüchigen und die barbarische Ausübung des Strandrechtes davon, wie rein das keltische Blut sich dort erhalten hatte.

Auch in der Kolonialgeschichte der letzten Jahrhunderte haben sich Spanier, Engländer und Holländer mit der militärischen Niederwerfung ihrer Kolonien zufrieden geben müssen. Ihre Kultur blieb ohne Einfluß auf die fremdrassige Bevölkerung. So ist es im südlichen Amerika den Spaniern zwar gelungen, die alten Reiche zu zerstören, aber trotz der neuen Verfassung haben sie die Einwohner nicht zu Menschen gemacht, die ihren Lehrmeistern glichen. Diese mischten sich schließlich mit den Besiegten und sanken selbst auf eine niedrigere Stufe herab.

Im Norden bewahrte angelsächsische Willenskraft die Sieger vor Vermischung. Aber die Staatseinrichtung, welche den Europäern die beste schien und mit der sie die Unterworfenen zu beglücken gedachten, entsprach eben deren natürlichen Empfindungen nicht; Die Indianer starben aus.

Ebenso steht es in Ozeanien. Die Eingeborenen sind überall, wohin europäische Kultur gelangte, im Absterben. Man kann sie entwaffnen, sie hindern zu schaden, aber man ändert sie nicht. Sie dürfen sich nicht mehr auffressen; so betrinken sie sich mit Branntwein! Das ist der einzige Kulturerfolg, dessen sich die Europäer ihnen gegenüber rühmen können.

Nur zwei Staaten gibt es, die, von einer uns fremden Menschenrasse gebildet, dennoch nach einer europäischen Staatsform regiert werden, nämlich das Königreich Hawai (Sandwichinseln) und die Negerrepublik Haiti. Eine Würdigung dieser Staaten wird vollends die Wirkungslosigkeit aller Versuche dartun, einem Volke eine Verfassung aufzuzwingen, die nicht aus seinem eigenen Wesen hervorgegangen ist.

Auf den Sandwichinseln*) haben wir eine glänzende Repräsentativverfassung: Ein Herrenhaus, ein Abgeordnetenhaus, ein Ministerium und einen König; nichts fehlt. Aber alles ist nur Blendwerk! In Wahrheit regieren die protestantischen Missionare mit Hilfe eines völlig aus Europäern zusammengesetzten Ministeriums. Der König und die Eingeborenen beharren trotz der Musterverfassung in der Minderwertigkeit ihrer Rasse. Nicht lange, so wird irgendeine Großmacht das Reich in Verwaltung nehmen, und die Eingeborenen werden aussterben.

Anders steht es mit der Negerrepublik Haiti. Die ihr benachbarte dominikanische Republik kommt hier nicht in Betracht, da die Bevölkerung schon stark

---

*) Geschrieben vor 1853.

gemischt und immer mehr weißes Blut in sich aufzunehmen bestrebt ist. Aber die westliche Negerrepublik ist ziemlich rasserein, die Regierung wird selbständig von Schwarzen ausgeübt und ist in ihren Formen den europäischen Mustern oft bis in die lächerlichsten Äußerlichkeiten nachgebildet. Die allerneuesten Lehren politischer Weisheit, alles was der Liberalismus seit Beginn des 19. Jahrhunderts an Feinheiten verkündet hat, was Schwärmer für Unabhängigkeit und Menschenwürde niedergeschrieben haben, alle Erklärungen von Menschenrechten und Grundsätzen haben an den Ufern des Artibonite einen Widerhall geweckt. Nichts Afrikanisches lebt mehr in den geschriebenen Gesetzen; die Erinnerungen an den hamitischen Erdteil sind aus den Geistern amtlich gestrichen. Sprache und Einrichtungen sind europäisch. Sehen wir jetzt, wie sich ihre Sitten dazu verhalten.

Welch ein Gegensatz! Die Sitten sind ebenso verderbt, ebenso roh, ebenso wild wie in Dahomey oder im Lande der Fellatahs. Derselbe barbarische Sinn für auffallende Farben, dieselbe Gleichgültigkeit gegen die Schönheit der Form! Bunte Gewänder mit Flimmergold, aber zerrissen und zerfetzt! Sauberkeit ein unbekannter Begriff! Will man einem hohen Beamten aufwarten, so trifft man einen langen Neger auf einer Holzbank ausgestreckt, den Kopf mit einem zerrissenen Taschentuch umhüllt und bedeckt mit goldbetreßtem Dreimaster. An diesem Gliederhaufen hängt ein gewaltiger Säbel herab, und der Herr General trägt Pantoffel. Die geistige Verfassung verrät gänzlichen Mangel an Bildung neben der Hoffärtigkeit des Barbaren. Wenn er den Mund öffnet, so entströmen ihm die abgetretensten Gemeinplätze, die er alle auswendig kann. Er redet wie Freiherr v. Holbach, philosophiert wie Herr v. Grimm und hat im Grunde doch kein anderes Interesse als Tabak zu kauen, Alkohol zu trinken, seinen Feinden den Bauch auf-

zuschlitzen und sich die Freundschaft der Zauberer warmzuhalten. Die übrige Zeit schläft er.

Die innere Politik des Negerstaates beruht auf dem Gegensatz der in der Minderheit befindlichen, geistig höher stehenden Mulatten und den Vollblutnegern, welche die ersteren mit grimmigem Hasse verfolgen. Gegenseitige Abschlachtungen bilden hier den dauernden Inhalt der Parteipolitik, ohne daß die menschenfreundlichsten Gesetzesbestimmungen etwas dagegen vermögen. Es herrscht eben der natürliche Trieb der Bevölkerung.

Auch die auswärtige Politik hat ihre Wurzeln lediglich im Hasse gegen alles Fremde. Bei der angeborenen Faulheit der Neger sind Ackerbau und Gewerbe nicht einmal dem Namen nach bekannt, der Handel nimmt von Tag zu Tag ab, die Bevölkerungszahl desgleichen, und in nicht allzuferner Zeit wird das einst üppige und fruchtbare Land verödet und den wilden Ziegen preisgegeben sein.

Setzen wir den Fall, die Bewohner von Haiti hätten eine ihren eigenen Anlagen entsprechende Verfassung erhalten, so kann man annehmen, daß die Mulatten die Küstengegenden besetzt hätten, um im Verkehr mit den Europäern immer mehr fremdes Blut und fremde Art anzunehmen, während die Neger sich in das Innere zurückgezogen hätten und nach und nach zu denselben irrtümlich-barbarischen Zuständen zurückgekehrt wären, unter denen ihre Vorfahren einst in Afrika lebten und glücklich waren. So aber stirbt die Bevölkerung aus unter dem Einfluß von Gesetzen, die ohne jede Beziehung sind zu der Eigenart ihrer Rasse.

Zum Schluß des Kapitels erwähnt Gobineau noch das Geschick der Guarani, der Ureinwohner von Paraguay, welche die Jesuiten in geschicktester Weise einer höheren Kulturstufe entgegenzuführen sich bemüht haben. Aber auch hier kommt er zu

demselben Ergebnis, daß es keiner Menschenrasse gegeben ist, dem eigenen Naturtrieb untreu zu werden, noch den Pfad zu verlassen, auf welchen Gott sie gestellt hat.

Kapitel VI.

Im Fortschritt oder Stillstand sind die Völker unabhängig von der Lage ihres Wohnortes.

Man glaubt gemeinhin, daß ein Volk, wenn es in einem gemäßigten Klima, an großen Flüssen, breiten und verkehrsreichen Straßen, in fruchtbaren Tälern oder am Fuße erzreicher Gebirge wohnt, gleichsam von der Natur dazu auserlesen sei, aus dem Zustand der Barbarei zur Zivilisation emporzuwachsen. Ein Übermaß von Hitze und Kälte halte dagegen eine solche Entwicklung zurück. Die Ansicht hätte doch zur natürlichen Voraussetzung, daß jedes Volk in gleicher Weise den Keim künftiger Größe in sich trägt. Ein blendender Gedanke, aber in offenem Widerspruch mit der Wirklichkeit! Kein Land erfüllt alle oben genannten Bedingungen in üppigerer Weise als Amerika. Und doch ward der größte Teil dieser glücklichen Gegenden seit einer Reihe von Jahrhunderten von Stämmen bewohnt, die sich unfähig zeigten, derartige Schätze auch nur in mäßiger Weise auszubeuten. Zwar weisen in den Gebieten zwischen Eriesee und dem Golf von Mexiko, zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen Reste von Bauwerken sowie mit Inschriften versehene Felsen und Grabhügel auf ein uraltes Geschlecht hin, das eine beachtenswerte Höhe geistiger Kultur erreicht hatte. Aber eine nähere Verwandtschaft zwischen diesem verschollenen Kulturvolk und den Indianerstämmen, die in geschichtlicher

Zeit dies Land durchschweiften, läßt sich nicht nachweisen. Aber mögen sie nun auf Grund eines natürlichen Bandes oder eines bloßen Sklavenverhältnisses von den alten Herren des Landes die dürftigen Künste erlernt haben, die sie jetzt noch ausüben, auffallend bleibt es, daß sie nicht fähig waren, das Erlernte weiter zu bilden. Diese Fähigkeit ist also gänzlich unabhängig von klimatischen und geographischen Umständen.

So sind andererseits alte Kulturländer wie Indien und Ägypten durchaus nicht von Uranfang an fruchtbar gewesen. Auch China bot in seinem größeren Teil dem Ackerbauer große Schwierigkeiten, und die alten Kaiser mußten erst Kanäle bauen und Sümpfe trocken legen. Desgleichen erhielt Mesopotamien, das Land altassyrischer Kultur, seine gerühmte Fruchtbarkeit erst durch künstliche Bewässerung. Aber mag man zugeben, daß diese Länder immerhin den Keim zu künftiger Fruchtbarkeit und somit die Möglichkeit einer höheren Entwicklung ihrer Bewohner in sich getragen haben, so kann man anderseits doch nicht leugnen, daß diese Bewohner, um die noch schlummernden Kräfte ihres Bodens zum Leben zu erwecken, bereits einen höheren Grad sozialer Entwicklung, und zwar schon vorher, erreicht haben mußten.

Außerdem gab es Kulturvölker, deren Boden ewig unfruchtbar blieb. Die Phönizier, auf engem, dürrem Landstreifen eingeengt, zwischen der Meeresküste und den Felsenketten des Libanon, schienen durch ihre geographische Lage von vornherein dazu verurteilt, als plumpe Ichthyophagen oder armselige Piraten ein kümmerliches Dasein zu fristen. Aber ihr Land, von der Natur zu einem Kerker bestimmt, ward dank dem erfindungsreichen Geist seiner Bewohner zu einer behaglichen Stätte von Palästen und Tempeln. Ja, wird ein Gegner einwenden, die Not hat eben die Phönizier zu dem gemacht, was sie waren, hat ihren Geist geweckt! Warum weckt dieselbe Not aber nicht

den Geist so vieler anderer Stämme, die unter ähnlichen Verhältnissen in Afrika, Amerika und Ozeanien wohnen? Warum kommen die Kabylen von Marokko, ein alter Volksstamm, dem obendrein die Nachahmung europäischer Sitten nahe liegt, nicht heraus aus dem Zustande elenden Piratentums? Warum ist im indischen Archipel mit seiner wie zum Handel geschaffenen Lage, ebenso auf den australischen Inseln jeder fruchtbringende, friedliche Verkehr gänzlich in der Hand der Fremden, der Chinesen, Malayen und Araber? Weil eben nicht die geographische Lage, sondern allein der Geist der Bewohner Kultur schafft. So haben schon seit alten Zeiten die Armenier einen ansehnlichen Grad der Kultur in denselben abgeschlossenen Berggegenden erreicht, in denen zahlreiche andere Stämme nie aus dem Zustand der Barbarei herausgekommen sind.

In ähnlicher Lage befanden sich die Juden. Umgeben von Stämmen mit verwandter Sprache und z. T. auch von verwandter Abstammung, ließen sie doch diese weit hinter sich zurück. Als Krieger, Ackerbauer und Kaufleute haben sie unter den verwickeltsten Regierungsformen lange Jahrhunderte des Wohlstandes und des Ruhmes durchlebt und durch ein kluges Auswanderungswesen die Schwierigkeit der räumlich beschränkten Heimat überwunden. Und auch die Fruchtbarkeit dieser Heimat konnte nur durch die scharfsinnigen Maßregeln israelitischer Landwirte künstlich hergestellt und erhalten werden. Und was für Männer lebten in diesem kümmerlichen Flecken Erde? Eben jene Juden, welche, geschickt in ihren Unternehmungen, ausgezeichnet durch Freiheitsliebe, Stärke und Scharfsinn, ehe sie in ruhmvollem Kampfe ihre Unabhängigkeit verloren, der Welt ebensoviel Gelehrte wie Kaufleute schenkten.

Selbst die Griechen hatten keine Ursache, mit ihrer geographischen Lage in allen Punkten zufrieden zu

sein. Der Boden war z. T. recht dürftig. Wohl galt Arkadien als das gepriesene Land der Hirten, wohl ward Böotien von Demeter und Triptolemos geliebt; aber Arkadien und Böotien spielten in der griechischen Geschichte nur eine winzige Rolle. Selbst das reiche Korinth glänzt erst an zweiter Stelle. Wer aber waren die Träger griechischen Ruhmes? In erster Linie die Athener, deren Felder und dürre Olivenbäume weißlicher Staub deckte, die als Haupthandelsware Bildwerke und Bücher vertrieben; und daneben die Spartaner, deren Wohnsitz tief vergraben lag in engen Felsmassen, wo die Siegesgöttin sie aufsuchte.

Ebenso bezweifelt Gobineau, daß Rom seine Weltmachtstellung seiner örtlichen Lage verdanke. Sobald die Welt den römischen Kaisern gehorchte, empfand man die ungünstige Lage der Hauptstadt. Die ersten Kaiser wohnten fast immer in Griechenland, Tiberius auf Kapri und sein Nachfolger in Antiochia, einige sogar in Trier. Schließlich mußte Rom den Titel der Hauptstadt an Mailand abtreten. Somit ist Rom trotz seiner Lage und nicht wegen derselben groß geworden.

Und wirft man einen Blick in die neueren Zeiten, so häufen sich die Beweise, welche für Gobineaus Lehre sprechen. Die großen Handelsstädte des Mittelalters finden sich dort, wo kein Theoretiker der alten Zeit sie hingebaut hätte. So erhebt sich Nowgorod in einer eisigen Gegend und Bremen an einer fast ebenso kalten Küste. (sic!) Die Hansastädte im Zentrum Deutschlands werden inmitten kaum erwachter Länder gegründet. Das politische Übergewicht verlegt sich in Gegenden, die man vorher kaum kannte. In Frankreich schwindet die Bedeutung der großen Römerstädte des Südens zugunsten des Nordens. Paris, ein Flecken, zu fern dem Meere, um Handel zu treiben, und doch zu nahe, um vor den normannischen Seeräubern sicher zu sein, wird der Mittelpunkt der Macht. In

Italien läuft Ravenna, inmitten seiner Sümpfe, sowie Amalfi der päpstlichen Hauptstadt den Rang ab. Aber nicht etwa durch einen Zufall vollzieht sich dieser Umschwung, sondern er ist stets bedingt durch die Gegenwart einer besonders tüchtigen, siegreichen Rasse. Also nicht die örtliche Lage gibt einem Volk seinen Wert, sondern umgekehrt, die Nation verleiht dem Gebiete seinen wirtschaftlichen, moralischen und politischen Wert.

Dabei soll die Wichtigkeit der örtlichen Lage für gewisse Städte als Stapelplätze, Hafen- oder Hauptstädte nicht geleugnet werden. Es gibt Städte, welche, wie Konstantinopel und Alexandria, unzweifelhaft infolge ihrer günstigen Lage mit Recht die Schlüssel der Welt genannt werden, und wenn einst die Landenge von Panama durchbohrt sein wird, so wird die den Kanal beherrschende Stadt zu einer wichtigen Rolle in den Welthändeln berufen sein. Aber die Bevölkerung dieser Stadt wird je nach ihrem inneren Wert die Rolle gut oder schlecht spielen.

Kapitel VII.

Das Christentum schafft keine Kulturfähigkeit, beeinflußt sie auch nicht unmittelbar.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen ergeben sich zwei Schlüsse: Erstens, daß die Mehrzahl der Menschenrassen überhaupt unfähig ist, sich zu zivilisieren. Zweitens, daß auch keine äußeren Antriebe, weder die Art der Regierungsform, noch klimatisch-örtliche Verhältnisse, so einflußreich sie sonst für die Hebung menschlicher Kultur sind, dort Zivilisation erzeugen können, wo der Rasse selbst die Fähigkeit dazu abgeht.

Wie steht es nun mit dem Christentum, das wir verehren als den Glanzpunkt aller Menschenkultur? Sollte es nicht Kultur erzeugen können? Oder sollte es Völker geben, denen sein Licht vergeblich leuchtet? Gobineau tritt mit Entschiedenheit dafür ein, daß alle Menschen mit der gleichen Fähigkeit begabt sind, das Christentum anzunehmen und nach seinen Lehren zu leben. Hier hört die Ungleichheit der Rassen auf. Es ist demnach unwahr, daß die verschiedenen Religionsbekenntnisse, wie Christentum, Islam, Buddhismus u.a., ihrer inneren Natur nach auf bestimmte Breitengrade angewiesen und beschränkt sind. Wenigstens ist das Christentum bereits über alle Breiten der Erde verteilt, Mongolen, Indianer, Eskimos, Chinesen und Japaner leben und sterben für ihren Christenglauben. Aber man darf nicht Christentum ohne weiteres mit Zivilisation verwechseln. Beide setzen ganz anders geartete Fähigkeiten voraus. Einer Verwechslung dieser Fähigkeiten machten sich zunächst die Rationalisten des 18. Jahrhunderts schuldig, welche das Christentum mit seiner Lehre von der Entsagung geradezu als kulturfeindlich hinstellen wollten. Wer seine Augen und Wünsche beständig dem himmlischen Jerusalem zuwende, der wird, so sagten sie, für die Fortschritte weltlicher Kultur nichts übrig haben. Aber die menschliche Unvollkommenheit selbst verwandelt diesen Beweis in sein Gegenteil. Denn die Menschheit wird niemals ernstlich so weltvergessen sein, daß sie auf die irdischen Dinge verzichtet. Wenn das Christentum ein Übermaß fordert in Hinsicht auf Entsagung, so geschieht es, um wenigstens ein Geringes zu erlangen. Und insofern es die Sitten mildert, die Nächstenliebe pflanzt, überhaupt das Leben der Seele vertieft, gibt es der letzteren eine Allgewalt, welche auch dem Fleische zugute kommt. So hat es in der Tat zivilisatorischen Einfluß, aber nur mittelbar. Seine unmittelbare Wirkung dagegen erstreckt sich nur auf übersinnliche

Dinge, und es bekümmert sich gar nicht um den sozialen Zustand des Bekehrten, wenn nur die Seele gebessert wird. Wenn freilich ein dem Christentum gewonnener Volksstamm kulturfähige Rasseeigenschaften besitzt, so wird das Christentum seine Entwicklung fördern. Aus sich selbst ihm Kulturfähigkeit verleihen kann es nicht. So ist denn eine christliche Eigenkultur eine Erfindung der Neuzeit; in Wahrheit gibt es eine solche nicht.

Dagegen gibt es wohl eine heidnische, brahmanische, buddhistische und jüdische Zivilisation. Denn diese Religionen sind oder waren völkisch begrenzt und deshalb mit der Politik eng verquickt. Ihr Gott war der Gott einer bestimmten sozialen Gemeinschaft und lebte und wirkte nur zum Schutz und Segen dieser einen. Das war eben der große, neue Gedanke des Christentums, daß es von dieser Auffassung aller früheren Religionen abwich. Es wandte sich nicht nur gleichmäßig an Arm und Reich, sondern an die Mitglieder aller Völker. Deshalb gewannen bei der Ausgießung des heiligen Geistes die Apostel die Fähigkeit, alle fremden Sprachen zu verstehen und zu sprechen. Das Christentum umfaßt alle Völker mit gleicher Liebe und zieht keine Zivilisation der anderen vor. Der wilde Galla kann, wenn er auch in seinen äußeren Beziehungen ein Galla bleibt, ein ebenso vollkommener, gläubiger Christ und Auserwählter werden wie der frömmste geistliche Würdenträger in Europa.

Seit 1800 Jahren, seitdem die christliche Kirche besteht, hat sie zahlreiche Völkerschaften bekehrt, ohne ihren politischen oder sozialen Zustand anzurühren. Sie begnügt sich mit allen Verhältnissen, mit der gemeinsten Hütte, und trifft sie einen Wilden, dessen beschränkter Sinn die Nützlichkeit eines festen Obdachs nicht begreift, so findet sich ein frommer Missionar, der sich neben ihn auf den harten Fels setzt und nur darauf bedacht ist, seiner Seele die

Heilsbegriffe einzuflößen. Sache des Christentums ist es nicht, den Verstand unter den Menschen auszubreiten, noch dem Gedankenlosen neue Gedanken zu liefern. Selig sind, die geistig arm sind! Die Heiligen der Kirche sind durchaus nicht immer Gelehrte oder auch nur Gebildete gewesen. Die Eingeborenen des südlichen Amerikas gehören seit Jahrhunderten der christlichen Kirche an und sind doch immer noch Wilde, ohne Verständnis für die europäische Kultur, welche sie beständig vor Augen haben. Ebenso die Eskimos und die Lappländer. Man könnte sich wohl vorstellen, daß durch Frömmigkeit und Reinheit der Sitten ausgezeichnete Personen aus ihren Reihen hervorgehen, aber nimmer gelehrte Theologen, kluge Offiziere, geschickte Mathematiker oder verdienstvolle Künstler, mit einem Worte, jene Spitzen geistiger Vervollkommnung, welche den Wesenswert der herrschenden Rassen bedingen. Das Christentum macht die Menschen vor Gott gleich, aber nicht untereinander und vor den Menschen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und es scheidet sonach aus bei der Beurteilung der Frage über die Kulturfähigkeit der Rassen.

Nun gibt es Menschen, welche den eben geschilderten Standpunkt vollkommen teilen und dem Christentum eine unmittelbare Einwirkung auf die Zivilisation nicht einräumen, aber doch meinen, daß in mittelbarer Weise, durch den persönlichen Einfluß der Prediger des neuen Glaubens eine Entwicklung und Besserung auch der äußeren Lage der Bekehrten herbeigeführt werde. So sind die Cherokesen und die Creeks im nördlichen Amerika unter Leitung ihrer Missionare dahin gelangt, ihre Ländereien zu bebauen, wohlgepflegte Herden zu halten und auf ihren Pflanzungen sogar Sklaven zu beschäftigen. Mit Recht weist demgegenüber Gobineau darauf hin, daß hier keine natürliche Entwicklung vorliege, daß nur unter dem harten oder milden Zwange der amerikanischen

Regierung oder der protestantischen Missionare eine künstlich aufgepfropfte Kulturpflanze ihr Dasein friste. Hört dieser äußere Zwang einmal auf, so wird die Kulturpflanze von selbst wieder zum Wildling; dauert aber der Zwang fort, so stirbt die Pflanze aus. Solche Ergebnisse künstlicher Zivilisierung besagen also gar nichts. Es hieße ja auch den Menschen unter das Tier herabdrücken, wollte man die Möglichkeit leugnen, aus einem Wilden einen Ackerbauer zu machen. Denn zu welchen erstaunenswerten Leistungen werden nicht selbst Tiere abgerichtet! Zu so ungereimten Ergebnissen müssen aber gerade diejenigen gelangen, welche, um den Satz von der Gleichheit aller Rassen zu retten, ihre Zuflucht zu der scheinbaren Kultur der nordamerikanischen Indianer nehmen. Ihre Bewunderung für diese Zivilisierten beruht auf einer Voraussetzung, welche für den Gegenstand ihrer Begeisterung wenig schmeichelhaft ist.

Freilich gibt es sehr große Gelehrte, welche den Unterschied zwischen Tier und Menschen gern verwischen möchten. Zwischen gewissen Menschenrassen und den großen Affenarten gäbe es nach ihnen keinen wesentlichen, sondern höchstens noch stufenweisen Unterschied. Mit sittlicher Entrüstung weist Gobineau diese Beleidigung der Menschenwürde zurück. Der niedrigste Buschmann steht immer noch himmelweit über dem höchstentwickelten Tier! Er oder seine Kinder könnten immerhin soweit gebracht werden, daß sie irgendein Gewerbe betreiben, das ein gewisses Nachdenken erfordert.

Doch darf man darum, wie wir oben schon sahen, diesen gewerbetätigen Buschmann noch nicht für zivilisiert halten. Weil gewisse Neger die Musik erlernt haben oder als Angestellte in einem Bankhause tätig sind, weil sie lesen, schreiben, rechnen, ja tanzen können wie die Weißen, glaubt man sie allen Aufgaben gewachsen. Dieselben Leute aber, welche so

übereilte Schlüsse ziehen, wundern sich auf der andern Seite über den großen Gegensatz der slavischen Kultur zu der unsrigen. Sie behaupten, daß Russen, Polen und Serben, die mit uns doch etwas näher verwandt sind als die Neger, nur an der Oberfläche zivilisiert sind, daß nur ihre höheren Schichten, und auch nur, soweit ihre Familien durch Heiraten mit Franzosen, Engländern oder Deutschen vermischt sind, im Vollbesitz unseres Vorstellungskreises sich befinden. Also in den Slaven sehen sie nur Nachahmer unserer Kultur, und angelernte Neger sollten etwas Höheres bedeuten? Keineswegs! In den Zustand der Zivilisation ist erst derjenige wirklich eingetreten, der über die bloße Nachahmung hinaus aus eigenen Kräften und ohne fremde Leitung selbständige Fortschritte machen kann. Eine solche Wirkung hat aber selbst die Annahme des Christentums noch niemals hervorgebracht. Dasselbe kann nicht einmal Rassenunterschiede zwischen verwandten Stämmen ausgleichen, und der christlich gewordene Patane bleibt stets ein anderer Schlag als der bekehrte Hindu, der Russe im Orenburger Bezirk stets verschieden von den christlichen Nomadenstämmen, unter denen er lebt.

Kapitel VIII.

Bestimmung des Wortes Zivilisation; die soziale Entwicklung entspringt aus einer doppelten Quelle.

Gobineau unterbricht hier den Lauf der Untersuchung, um das Wesen der Zivilisation zunächst begrifflich zu bestimmen. Diesen Versuch haben schon andere vor ihm gemacht. So geht Guizot in seinem Werke über die „Zivilisation in Europa“ davon aus, daß die Zivilisation eine Tatsache (un fait) sei. Gobineau

bestreitet dies und stellt demgegenüber fest, daß die Zivilisation vielmehr eine Reihe, eine Verkettung von Tatsachen darstelle, die geistig mehr oder weniger miteinander verbunden sind. Denn nur unter Mitwirkung oft recht verschiedenartiger Vorstellungen kommt sie zustande. Sie beruht auf einer unaufhörlichen Durchdringung und gegenseitigen Befruchtung von Gedanken und Tatsachen. Mit anderen Worten, sie bezeichnet einen Zustand, einen Lebenskreis, in den eine menschliche Gesellschaft sich aus selbstschöpferischer Kraft hineinversetzt hat. Nur als Zustand betrachtet kann die Zivilisation jenen Zug der Allgemeinheit bewahren, der die mannigfachsten Abarten gestattet. Eine Tatsache würde durch diese Mannigfaltigkeit einfach verneint werden. Nur so erscheint die Zivilisation vollkommen unabhängig von den verschiedenen Regierungsformen; denn sie kann unter gewaltherrlicher wie unter freiheitlicher Verfassung blühen. Damit soll die Bedeutung einer gut gewählten Regierungsform für das Gedeihen der Zivilisation gar nicht geleugnet werden. Aber auf das Gedeihen kommt es zunächst nicht an, sondern auf die Wurzel des Baumes, ohne welche ein Pflegen und Gedeihen undenkbar ist. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!

Guizot, der mit der Zivilisation als einer Tatsache rechnet, leitet sie denn auch ab aus Tatsachen rein politischer Natur. Er setzt eine Reihe politischer Gemeinschaften und untersucht bei jeder einzelnen, ob sie das darbietet, was man gemeinhin als Zivilisation gelten läßt. Im allgemeinen beansprucht er dabei als Haupterfordernis der Zivilisation völlige politische Freiheit und eine streng verfassungsmäßige Regierung, welche allein sittliche und Gedanken-Freiheit gewährleiste. Völlig überzeugend weist Gobineau die Haltlosigkeit dieser Auffassung nach und schließt mit dem Hinweise, daß vor Guizots Richterstuhl nur das englische Volk mit seiner kon-

stitutionellen Repräsentativverfassung als Träger menschlicher Zivilisation bestehen könne. Nein, nicht politische Formen sind maßgebend für die Bestimmung der Kulturhöhe eines Volkes; sonst würde in dieser Frage bald nicht mehr Vernunft, Beobachtung und Wissenschaft, sondern lediglich politische Parteileidenschaft entscheidend sein. So ist denn Guizots Begriffsbestimmung zum allermindesten zu eng und unvollständig.

Eine andere Bestimmung gibt W. v. Humboldt in der Einleitung zu seinem bekannten Werk „Über die Kawisprache": „Die Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung."

Gobineau weist nach, daß diese Bestimmung an dem entgegengesetzten Fehler leidet wie diejenige Guizots. War jene zu eng, so ist diese zu weit gefaßt. Wenn milde Sitten allein die Zivilisation bedingen, so würden manche harmlose und friedliebende Wilden der Südsee und anderswoher in erfolgreichen Wettstreit treten mit manchem rauhen Kulturvolk, wie z. B. mit den Norwegern.

Dieses Mißverhältnis entging Humboldt nicht, und er errichtete daher über der Zivilisation noch eine höhere Stufe, die er mit Kultur bezeichnete. Die „Kultur", so fährt er an obiger Stelle fort, „fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu". Auf dieser zweiten Stufe der Entwicklung wäre ein Kulturland also bevölkert von freundlichen, herzgewinnenden, des weiteren gelehrten, für Dichtung und Kunst begeisterten Wesen. Aber wären diese Wesen nicht, gerade infolge dieser vereinigten Eigenschaften, abhold jeder groben Arbeit, abhold der Notwendigkeit des Krieges, abhold dem Ackerbau und dem Handwerk? Man muß Gobineau recht geben, wenn er hiergegen anführt, daß selbst

in den glücklichsten Zeiten des Menschengeschlechtes der Kampf um das Dasein so harte Anforderungen an die Menschen gestellt hat und noch stellt, daß diese groß und herrlich gedachten Wesen wohl in der Gedankenwelt eines Humboldt, aber nicht in der Welt der rauhen Wirklichkeit ihren Platz haben.

Noch mehr tritt dies hervor, wenn Humboldt als dritte und höchste Stufe über Zivilisation und Kultur die „Bildung“ hinzufügt. Er bestimmt sie, gleichfalls im Verlaufe der oben angeführten Stelle, als einen Geisteszustand, der, wie Gobineau treffend sagt, mit der olympischen Heiterkeit eines Goethe zusammenfallen würde.

Zu diesen drei Stufen geistiger Entwicklung kam Humboldt durch die ganz richtige Empfindung, daß zwischen der Zivilisation eines Volkes und der bezüglichen Geisteshöhe einzelner bedeutender Männer eben ein gewaltiger Unterschied ist. Dieser Unterschied ist so groß, daß einige fremde Zivilisationen, wie z. B. die brahmanische, Männer hervorgebracht haben, die in gewissen Beziehungen unseren größten Männern überlegen sind. Gobineau ist mit Humboldt der Ansicht, daß die erhabensten Denker, Dichter und Künstler aller Zeiten keineswegs unter den europäischen Völkern zu suchen seien. Man darf eben die Zivilisation im allgemeinen nicht verwechseln mit dem erhabenen Standpunkt einzelner Geisteshelden. Humboldts Bestimmung ist demnach, wie wir sahen, zu weit in seiner ersten Stufe, aber zu eng in der dritten; denn nur ein einzelner kann sie erreichen, ein ganzes Volk nie.

Gobineau will weder mit Guizot den mehr oder weniger gedeihlichen Zustand der Staatengebilde, noch mit Humboldt den erhabenen Standpunkt des Weltweisen als Maßstab der Zivilisation anlegen. Er strebt vielmehr, die Gesamtheit der körperlichen und sittlichen Kräfte zu umfassen, welche in den

Massen der Menschen zur Entwicklung kommt. Dieser Frage geht er auf den tiefsten Grund.

Kein Menschenstamm ist so stumpfsinnig, daß er nicht von einem doppelten Triebe geleitet wird: von einem der sinnlichen und einem der geistigen Bedürfnisse. Das Übergewicht des einen oder des andern bedingt den ersten Unterschied der Rassen; denn bei keiner wirken beide Triebe mit gleicher Kraft. So erscheinen die niedrigen Horden der gelben Rasse vorwiegend von der irdisch-sinnlichen Empfindung beherrscht, ohne jedoch der auf übermenschliche Dinge gerichteten Betrachtungsweise gänzlich bar zu sein. Im Gegensatz dazu findet man bei den auf entsprechend niedriger Stufe stehenden Negerstämmen mehr beschauliche als zweckmäßig-nützliche Neigungen. Ihre Einbildungskraft hängt sich mehr an unsichtbare Dinge als an die, welche sich im Raume stoßen. Daraus folgt durchaus nicht, daß vom Standpunkte der Zivilisation die letzteren höher stünden, als die ersteren. Denn weder die einen noch die andern haben im Laufe der Jahrhunderte wirkliche Fortschritte gemacht. Sie zeigten beide die gleiche Unfähigkeit, eine hinreichende Fülle von Gedanken und Taten zu erzeugen, aus denen die Zivilisation erwächst. Auf diesem völlig ursprünglichen Zustand stehen die Samojeden einerseits und andrerseits die Stämme der Fidschi- und Australneger, die aus Zweigen geflochtene Hütten und einen gesellschaftlichen Zustand aufweisen, in dem allein die größere Kraft entscheidet.

Andere Stämme erheben sich zu einer höheren Stufe. Gehören sie den mehr tatkräftigen Rassen an, so vervollkommnen sie ihre Werkzeuge, ihre Waffen, ihren Schmuck. Sie werden eine Regierungsform finden, in welcher die Krieger über die Priester herrschen, wo der Tauschhandel sich entwickelt und sich schon Spuren wirklich kaufmännischen Geistes verraten. Ihre

stets grausam geführten Kriege richten sich vornehmlich auf Plünderung. Kurz und gut, das körperliche Wohlbehagen ist ihr erstes Lebensziel. Eine Verwirklichung dieses Bildes findet Gobineau bei einigen mongolischen Stämmen, ferner auch, obgleich mit ehrenden Abweichungen, bei den Kitschuas und Aymaras in Peru.

Ein Gegenstück zu ihrer Entwicklung finden wir in den Dahomeys in Westafrika und den Kaffern, insofern sie einer mehr beschaulichen Rasse angehören. Aber auch diese Stämme haben ihre Richtung nur zu halber Höhe zu entwickeln und größeren Menschenmassen nicht aufzuzwingen verstanden. Gobineau läßt sie daher liegen und wendet sich anderen zu, deren Wirkungsvermögen stark genug war, um die benachbarten Stämme zu beeinflussen, durch Blutmischung sich einzuverleiben und auf diese Weise ungeheuren Ländergebieten das Gepräge ihrer Herrschaft aufzudrücken. Denn sie erst erreichen das, was man Zivilisation nennt. Wenn ein solcher Menschenhaufen aus dem Hordenzustand in den eines Volkes übergegangen ist, so gewinnen auch die ursprünglich vorhandenen Doppelströme des sinnlichen und geistigen Triebes an Kraft. Je nach der Beteiligung der ursprünglichen Bestandteile an der Blutmischung wird die eine oder die andere Richtung das Übergewicht erlangen. Gobineau erinnert dabei an die Hindus, welche ihre geistigen Triebe sinnbildlich unter dem Namen Prakriti als das weibliche Urwesen und die sinnlichen durch Puruscha als das männliche Urwesen zur Anschauung bringen.

Auch Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" hatte die Menschen in aktive und passive Rassen eingeteilt. Unabhängig von ihm kommt Gobineau zu ähnlichem Ergebnis, verwahrt sich aber ausdrücklich gegen die Auffassung, als ob eine Richtung an sich ein Lob oder

einen Tadel gegenüber der anderen in sich schließe. Des weiteren bemerkt er, daß zu verschiedenen Zeitabschnitten im Leben eines Volkes ein Schwanken zwischen beiden Trieben, ja ein Umschlag derselben eintreten kann, und zwar stets im genauen Verhältnis der durch erneute Blutmischung aufgenommenen Bestandteile der einen oder anderen Richtung.

Als Urbild eines Kulturvolkes, in welchem der männliche Trieb, wohlgemerkt nicht ausschließlich, aber vorwiegend herrscht, stellt Gobineau die Chinesen hin; als ihr Gegenstück die Hindus. An die Chinesen reihen sich, mit abnehmendem Übergewicht des männlichen über den weiblichen Trieb, die meisten Völker des alten Italiens, die ersten Römer der Republik und die germanischen Stämme an. In das Lager der Hindus verweist er die alten Ägypter und Assyrer. In China ist der stark nützliche Trieb der [nördlichen Völker später durch Blutzufluß der Völker des südlichen Yunnan geschwächt, aber nicht genügend ausgeglichen worden. Der Zuschuß an entgegengesetztem Blut war zu gering.

In Europa ist der Hang zum Tatkräftig-Nützlichen, den die besten der germanischen Stämme mitbrachten, im Norden noch verstärkt worden durch Mischung mit Slaven und Kelten. Im Süden gewann durch zu starke Kreuzung mit weiblichen Bestandteilen die letztere Richtung die Oberhand. Nur einzelne Stämme, wie in Piemont und im nördlichen Spanien, bewahrten ihre ursprüngliche Wesensart.

Auf der anderen Seite sehen wir die Hindus in ungewöhnlichem Grade mit der Empfindung für alles Übersinnliche begabt, mehr beschaulich als tatkräftig. Durch ihre ältesten Eroberungen kamen sie nur mit Rassen derselben weiblichen Richtung in Berührung, so daß der männliche Trieb der Nützlichkeit dagegen im Rückstande blieb. Rom dagegen, von Natur zweckmäßig-nützlich, neigte bald der entgegengesetzten

Richtung zu, nachdem eine überwiegend weibliche Blutmischung, mit Griechen, Afrikanern und Orientalen, seine ursprüngliche Eigenart vollkommen verwandelt hatte.

Also noch einmal: Erstens, jede menschliche Kulturtätigkeit entspringt aus einem der beiden Ströme, dem männlichen oder dem weiblichen. Und zweitens: Nicht alle Stämme besitzen einen dieser beiden Triebe in genügender Stärke, um zur Zivilisation zu gelangen. Endlich: Nie wird bei den zivilisierten Völkern der eine Trieb durch den andern völlig unterdrückt.

Kapitel IX.

Fortsetzung der Bestimmung des Wortes Zivilisation; abweichende Naturanlagen der menschlichen Gesellschaften; unsere Zivilisation ist den vorangegangenen nicht überlegen.

Ist nun ein nach den obigen Bestimmungen zivilisatorisch begabter Stamm in der glücklichen Lage, sich Menschenmassen anzugliedern, welche von ähnlichen Trieben beseelt sind wie er selbst, so daß sie das ihnen auferlegte Gesetz als ihren eigenen Bedürfnissen und Empfindungen entsprechend aus innerster Überzeugung annehmen und freudig bereit sind, ihre Sonderneigungen zum Besten dieser gemeinsamen Grundanschauung aufzugeben, so haben wir die beginnende Zivilisation. Aus dieser freudigen Hingabe des Einzelnen für das Ganze entspringt von selbst der Wunsch, den erreichten Zustand möglichst dauernd zu gestalten, und je reiner eine Rasse sich hält, um so zäher wird sie am Hergebrachten festhalten, weil ihr Gedankenkreis nicht wechselt. Aber sie hält sich nicht rein, und mit den unvermeidlichen Blut-

mischungen wird der ursprüngliche völkische Grundgedanke verändert. Damit entsteht aber ein Mißbehagen und ein Streben, dem äußeren Staatskörper eine andere Form zu geben, welche der veränderten Volksstimmung entspricht. Zuweilen bedeuten diese Änderungen wirkliche Fortschritte, besonders in der Morgenröte der Völkerschaften, wo der leitende Staatsgedanke, infolge eines ungebührlichen Übergewichtes der herrschenden Rasse für die abhängigen Volksteile etwas Strenges und Bedrückendes hat. Wenn aber solche Änderungen in späterer Zeit notwendig werden zugunsten neu aufgenommener Volksteile, die wesentlich anders geartet sind und mit der ursprünglichen Volksseele und ihren Bedürfnissen nicht übereinstimmen, so sind die Neugestaltungen dem Gemeinwohl auch nicht mehr nützlich. Trotzdem erhält sich auch hier unter Nachwirkung der ursprünglichen Eigenart und unbeschadet des Strebens nach immer besserer Ausgestaltung der Verhältnisse unbewußt der Wunsch lebendig, die ureigene Zivilisation möglichst dauernd zu erhalten.

Also waren einerseits die Bereitschaft der Einzelwesen, ihre Sondervorteile dem allgemeinen Wohl unterzuordnen, und andererseits der damit zusammenhängende Wunsch, die gewonnene Kultur dauernd zu erhalten und zu schützen, die ersten Merkzeichen beginnender Zivilisation. Als drittes und viertes fügt dann Gobineau den Abscheu vor der rohen Gewalt und den Trieb zur Gesellschaftsbildung hinzu. Aus der letzteren, sowie aus dem Bedürfnis, sich mehr mit dem Kopf als mit der Faust zu verteidigen, erwächst eine Steigerung der geistigen Tätigkeit und somit eine Vervollkommnung geistiger Güter.

So lautet nun Gobineaus Begriffsbestimmung der Zivilisation dahin, daß sie einen Zustand von verhältnismäßiger Dauer bezeichnet, in welchem die Masse der Menschen sich

bemüht, auf friedlichem Wege eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erlangen, wodurch sie gleichzeitig ihren Geist und ihre Sitten verfeinert.

In dem hiermit beschriebenen Kreis haben alle von Gobineau als zivilisiert bezeichneten Völker Platz. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Zivilisationen alle miteinander gleich sein müssen, denn sie haben nicht immer dieselbe Richtung (männliche oder weibliche), noch dieselbe Stärke.

Was hat der Hindu z. B. für äußerliche Bedürfnisse? Etwas Reis und Butter zur Nahrung, ein Baumwollengewebe zur Kleidung! Sage man nicht, diese Bedürfnislosigkeit habe ihre Ursache in dem warmen Klima, unter welchem die Hindus wohnen, denn die Tibetaner haben ein strengeres Klima und zeigen doch gleichfalls eine bemerkenswerte Bedürfnislosigkeit. Bei diesen beiden Völkern herrscht eben ein philosophischreligiöser Trieb vor, der fast nur das Verlangen von Seele und Geist zu stillen bestrebt ist. Es fehlt das gesunde Gleichgewicht zwischen männlicher und weiblicher Richtung. Ungeheure Denkmäler der Kunst, riesenhafte Bauwerke, deren Herstellung fast übermenschliche Kräfte erfordert, bedecken das Land, um die Götter zu ehren; für den Menschen geschieht nichts, höchstens für die Toten in Grabdenkmälern! Neben der Kunst treibt die Literatur kostbare Blüten. In der Theologie und Metaphysik durchdringt ihr Geist unermeßliche Tiefen. Insbesondere erreicht die lyrische Poesie die höchste Stufe der Vollkommenheit bei diesen weiblichen Kulturstaaten. Andererseits aber sind nützliche Erfindungen bei ihnen sehr selten, die auf das Irdisch-zweckmäßige gerichtete Beobachtungsgabe fehlt ihnen fast ganz.

Die Chinesen wieder machten viele Erfindungen, während die Griechen sich in Wissenschaft und Kunst auszeichneten. Die Römer, obgleich später durch

asiatische und afrikanische Blutmischung von ihrem Wege abgebracht, legten durch Gesetzgebung, Staatsverwaltung und andere Denkmäler hinreichend Zeugnis ab von dem auf das Nützliche gerichteten Sinn, der sie kennzeichnete.

Ihre germanischen Besieger brachten eine der chinesischen ähnliche Veranlagung mit, aber in höherem Maße mit weiblichen Kräften ausgestattet. Hier zeigte sich ein glücklicher Ausgleich der beiden entgegengesetzten Triebe; der rein nützliche Drang erscheint in veredelter Form. Die Spuren dieses Geistes findet man noch in England, Nordamerika, Holland, Hannover (sic!), sowie in Belgien und auch Nordfrankreich. Je weiter man nach Süden vordringt, um so mehr schwächen sich diese Anlagen ab; eine Wirkung nicht etwa des Klimas, sondern des Blutes. Beweis: Die Piemontesen und Katalonier, die trotz des südlichen Klimas diese Anlagen bewahrten.

So nehmen die weiblichen oder verweiblichten Rassen den größten Raum der Erdoberfläche ein, im besonderen in Europa. Nur die Teutonen und ein Teil der Slaven sind noch männlich veranlagt. Im Vergleich zu ihnen bezeichnen die Gallier und Keltiberer bis zu den namenlosen Mischungen italienischer und romanischer Stämme eine absteigende Linie, wenigstens in den Hauptzügen des männlichen Triebes.

Die Mischung der stark männlich veranlagten Germanen mit den Resten der alten Römerkultur hat die heutige Zivilisation hervorgebracht. Die ihr zugehörigen Völker sind durch zwei gemeinsame Züge gekennzeichnet: Erstens sind sie alle mit germanischem Blute mindestens in Berührung gekommen, und zweitens sind sie alle christlich. Letzteres Kennzeichen liegt aber, wie wir oben sahen, gleichsam nur an der Oberfläche, bildet den Firniß dieser Zivilisation. Das erstere dagegen ist wesentlich und entscheidend. Ohne germanische Bestandteile heute keine Zivilisation!

Sind denn nun aber unsere europäischen Gesellschaften von der Zivilisation wirklich durchdrungen? Wurzeln ihre Vorstellungen und Taten in den angeborenen Trieben der großen Masse? Mit anderen Worten: Denken und handeln die niedrigen Schichten der Völker im Sinne dieser Zivilisation?

Mit Recht hat man bei den Griechen der Blütezeit die das ganze Volk durchdringende Übereinstimmung der Vorstellungen und Anschauungen bewundert. Zwar waren die einen mehr für Demokratie, die andern für Oligarchie; die einen wollten die eleusinische Ceres, die andern die Minerva vom Parthenon höher verehren; man konnte Äschylos dem Sophokles vorziehen, Alkäus dem Pindar: Im Grunde aber wurzelten alle Anschauungen in dem gemeinsamen völkischen Gedanken. Man erörterte nicht das „Was", sondern das „In welchem Grade". Ebenso war im alten Rom, vor den punischen Kriegen, das Kulturziel durchaus einförmig und unbestritten; nach ihm streben Herren wie Sklaven.

Dieser Zug der Übereinstimmung schwand bei den Römern seit den punischen Kriegen, bei den Griechen seit Perikles und noch mehr seit Philipp von Mazedonien. Bei beiden Völkern brachte die beginnende Blutmischung mit fremden Volksteilen auch eine Mischung mit fremden Kulturformen hervor, die oft eine Verfeinerung gegenüber der alten Form bedeutete, aber hauptsächlich den Mißstand zur Folge hatte, daß diese verfeinerte Kultur ein Vorrecht der höheren Klassen blieb. Die niedrigen Schichten des Volkes nahmen nicht mehr daran teil. Ebensowenig wie die europäischen Volksmassen für griechische Redekunst und syrische Rechtsgelehrsamkeit Verständnis zeigten, begriffen die Massen der Ägypter und Numider die Segnungen gallischer und spanischer Kultur. Diese spätrömische Zivilisation, an sich eine bewunderungswürdige Offenbarung des Menschengeistes, wurzelte eben nicht mehr in den ererbten Anlagen der Masse.

Im Gegensatz dazu finden wir die Masse des chinesischen Volkes, soweit es wirklich chinesisch ist, durchdrungen von dem Werte und der Gemeinnützigkeit der vorhandenen Zivilisation. Dabei ist das Land durchaus nicht demokratisch-freiheitlich in unserem Sinne gestaltet. Nach den Buchstaben des Gesetzes kann zwar jeder arme Bürger durch gute Staatsprüfungen zu den höchsten Ehrenstellen gelangen, im wirklichen Leben aber entscheidet Kastengeist und Bestechung. Jeder Chinese kennt diesen Zustand, aber er billigt ihn, er kann sich einen besseren nicht denken und ist voll Bewunderung für die bestehende Ordnung. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist übrigens in den weitesten Kreisen des Volkes verbreitet. Billige Schulen und Bücher setzen jeden, der will, in den Stand, sich einen gewissen Bildungsgrad anzueignen. Bezeichnend ist aber die tief wurzelnde Abneigung gegen alle staatlichen und auch gesellschaftlichen Umwälzungen, von denen man in ihrer Geschichte keine Spur findet. Dieses Volk ist, entsprechend der Reinheit seiner Rasse, in tiefster Seele konservativ.

Welchen Gegensatz zu diesem Kulturvolk bildet doch die römische Welt! Auf allen Punkten dieser großen Gesellschaft gab es beständig Volksteile, welche nur lauerten auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Nichts, nichts ruhte in dieser griechisch-römischen Welt auf fester Grundlage, selbst nicht die für das Gesamtwohl so unerläßliche Einheit des Kaisertums. Nicht bloß die verschiedenen Heere mit ihren zahlreichen Soldatenkaisern, nein, die Kaiser selbst bemühten sich beständig, dieses Bollwerk der Gesellschaft zu erschüttern. Ihr Glaube an die Alleinherrschaft war so schwach, daß sie zu zweien und später gar zu vieren die Macht teilten. Kurz, keine Einrichtung, kein Grundgedanke dieser elenden Gesellschaft besaß Festigkeit und Dauer; sie schien keine andere Daseinsberechtigung zu haben, als das

Fehlen einer rein äußerlichen Gelegenheit, um zusammenzustürzen.

Dagegen finden wir wieder bei den Rassen weiblicher Richtung hervorragende Völker, welche gleichfalls von dem Wesen und Wert ihrer besonderen Zivilisation tief und allseitig durchdrungen sind. So herrscht eine allgemeine, Jahrhunderte alte Bildung in den einzelnen Kasten der Hindus, und selten dürfte man bei den Buddhisten in Tibet auf einen Bauern stoßen, der nicht lesen könnte. Eine einheitliche und feste Überzeugung von der Vortrefflichkeit gewisser Dinge durchdringt die gesamte Bevölkerung.

Nach dieser Vorbetrachtung kommt Gobineau auf seine Frage zurück, ob unsere europäischen Gesellschaften von ihrer Zivilisation wirklich durchdrungen sind, und verneint sie auf das Bestimmteste. Zuerst und am gründlichsten untersucht er die kulturellen Zustände seines eigenen Vaterlandes.

Es ist eine seit langem erkannte Tatsache, daß zwischen Paris und dem übrigen Frankreich ein Abgrund gähnt, daß vor den Toren der Hauptstadt eine ganz andere Bevölkerung beginnt. Die staatliche Einheit des Landes beweist durchaus nicht die Bluts- und Vorstellungsgemeinschaft seiner Bewohner. Wie verschieden sind in ihrer ganzen Lebensauffassung der Normanne, der Bretone, der Gaskogner, der Provençale und andere Provinzbewohner! Die einfachste Grundlage aller Kenntnisse, das Lesen und Schreiben, kann trotz aller Bemühungen der Regierung nicht Gemeingut der ländlichen Bevölkerung werden. Diese wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, und hat man es die Kinder oder die jungen Soldaten mit Gewalt gelehrt, so verleugnen sie später ihre Fertigkeit, und es ist ihnen ein Ehrenpunkt, sie so bald wie möglich wieder zu verlernen. Gobineau findet in diesen Landbewohnern einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unsere Zivilisation. Die aus ihnen hervorgegangene Arbeiter-

bevölkerung aber in den Fabrikstädten, welche aus Nützlichkeitsgründen Lesen und Schreiben lernt, verwendet die erworbene Kenntnis in einem der bestehenden Zivilisation durchaus feindlichen Sinne. Nur in den nordwestlichen Teilen Frankreichs, deren Bewohner noch am meisten in der germanischen Rasse wurzeln, ist auch die Kenntnis des Lesens und Schreibens, bei Bauern und Arbeitern, am weitesten verbreitet und trägt gute Früchte. Ähnlich wie hier liegen die Verhältnisse in dem benachbarten Belgien und den Niederlanden.

Aber auch der religiöse Sinn der christlichen Landbevölkerung in Frankreich ist noch völlig durchsetzt mit ererbten, altheidnischen Vorstellungen. So aufrichtig der Bauer es mit dem Christentum meint, so zähe hält er im geheimen an seiner angestammten Urreligion fest. Er spricht nie darüber. Daher die schweigsame, unüberwindliche Scheu, die ihn von den Städtern und selbst den Grundbesitzern seines Bezirkes trennt; welche letztere er im übrigen aufrichtig lieben kann. Auch die sittlichen Begriffe dieser Bauern decken sich keineswegs mit denen ihrer Herren. Mit Rücksicht auf diese Zustände schätzt Gobineau die Zahl der Franzosen, welche wirklich in dem Bannkreis der heutigen Gesellschaftsordnung stehen und wirken, auf ungefähr 11 Millionen, während er 26 Millionen draußen läßt.

Gobineau hält aber auch die Hoffnung, diese Menschen allmählich für die Aufklärung zu gewinnen, für aussichtslos. Er hält sie, wie die Wilden, für eine Rasse von geringerem Wert, aber mit bestimmter Gedankenrichtung. Ihre Neigungen und Abneigungen sind nicht zufällig, sondern entsprechen dieser angeerbten Richtung. Die Gebildeten erscheinen ihnen wie Fremde, die sie, aus geheimnisvoller Scheu vor den ihnen aufgezwungenen Gesetzen, zwar nicht zu töten wagen, aber die sie mit jedem Mittel zu überlisten und zu rupfen sich freuen. Doch sind sie nicht von Natur

boshaft, sondern in ihrem Kreise freundlich und gefällig. Auch der in vielen Provinzen beobachtete Familienstolz der Bauern, die ihr Blut und ihre Abstammung vielfach für besser halten als die ihrer erbangesessenen Gutsherrn und die bei der Eingehung von Ehen in bezug auf Ebenbürtigkeit die übertriebensten Anforderungen stellen, ist außerordentlich bezeichnend. So hat die an der Oberfläche erscheinende französische Kultur nichts gemein mit der Grundmasse der Bevölkerung. Diese blieb auch im Grunde unberührt von den bisherigen Umwälzungen der französischen Gesellschaft, welche die oberen Schichten so gewaltig erschütterten. Aber der Tag wird kommen, wo die jetzt noch in der Tiefe schlummernden feindlichen Ströme hervorbrechen und das über sie errichtete stolze Gebäude der herrschenden Zivilisation zertrümmern werden. Und was für Frankreich gilt, das gilt nach Gobineau für ganz Europa. Das ist ein trauriges Endschicksal für uns, aber wieviele der edelsten Rassen haben es schon vor uns erleben müssen! Und das Unheil ist unabwendbar! Die menschliche Klugheit kann es voraussehen, aber sie ist nicht imstande, den unwandelbaren Weltgesetzen entgegenzuwirken.

Gobineau ist weit entfernt, die Bedeutung der heutigen Zivilisation herabzusetzen. Er erkennt sie willig als eines der ruhmvollsten Denkmäler an, welche der Menschengeist je errichtet. Sie ist in zahlreichen Beziehungen den früheren Zivilisationen überlegen. Aber er wendet sich entschieden dagegen, daß man sie schlechthin und ohne Vorbehalt für überlegen erklärt.

So ist sie in der Kunst des Regierens unaufhörlichen Schwankungen, hervorgerufen durch die verschiedenen Bedürfnisse der nicht ausgeglichenen Volksteile, sklavisch unterworfen. In England, Holland, im Königreich Neapel und in Rußland haben die Regierungsformen, entsprechend der verhältnismäßigen

Gleichartigkeit der Volksmasse, noch ziemlich dauernde Grundlagen, welche den übrigen Ländern, auch Deutschland und in erster Linie Frankreich, völlig fehlen. Hier erheben sich die Regierungsformen niemals zum Range allseitig anerkannter Wahrheiten, die Staatskunst bleibt das Gebiet der ewigen Versuche. Es fehlt somit der europäischen Zivilisation jener Hauptzug, der nach der Gobineauschen Bestimmung ihr eigen sein muß, nämlich die Dauer. In diesem wichtigen Punkte ist die brahmanische, buddhistische und chinesische Zivilisation der europäischen bei weitem überlegen. Wenn dort einmal eine schlechte Verwaltung das Mißbehagen der Untertanen erregt, so beklagt man sich und diesen Zustand, aber die Achtung vor den durch Jahrhunderte geheiligten staatlichen Einrichtungen wird dadurch niemals erschüttert. Darin liegt eben eine Bürgschaft für die Dauer ihrer Zivilisation, welche der unsrigen abgeht.

In den Künsten können wir uns mit Indien und den alten Kulturen in Ägypten, Griechenland und Amerika nicht messen. Sowohl im Schönen wie im Großartigen stehen ihre Meisterwerke hoch über den unsrigen. Wenn einst unsere Kultur in Trümmern liegt, wird der Wanderer unter dem Schutte unserer alten Wohnstätten keine Denkmäler finden, wie die Alten sie uns in den prächtigen Ruinen von Philae, Ninive, vom Parthenon, vom indischen Salsette und aus dem Tale Tenochtitlan in Mexiko hinterlassen haben. Und wenn in den rein nützlichen Wissenschaften künftige Zeiten vielleicht von uns zu lernen haben werden, so können wir von unserer Dichtkunst nicht dasselbe behaupten.

Was die Verfeinerung der Lebensgewohnheiten anbetrifft, so werden wir darin von unserer eigenen Vergangenheit übertroffen. Es ist wahr, daß heutzutage breitere Massen als früher an den Genüssen des Wohlstandes teilhaben, aber die Üppigkeit und Pracht der Lebensweise hatte in gewissen Zeitabschnitten der

Vergangenheit einen viel großartigeren Anstrich als heute.

Zum Schlusse des Kapitels hebt Gobineau noch einmal hervor, daß der ursprünglich kulturschaffende weibliche oder männliche Wesenszug jeder Zivilisation stets zusammenfällt mit dem Geist der in ihr von Anbeginn vorherrschenden Rasse; daß aber diese Zivilisation denselben Wandlungen unterworfen ist, wie das Blut dieser Rasse; und daß endlich, wenn die Rasse als solche bereits verschwunden ist, die von ihr geschaffene Zivilisation dennoch eine geraume Zeit weiterbestehen und somit auch weiterhin einen Gradmesser für die Werthöhe der Völker und ein Spiegelbild ihrer Eigenart abgeben kann.

So hat denn Gobineau festgestellt, daß Aufgang und Untergang der menschlichen Gesellschaften aus inneren Gründen erfolgen. Er hat diese inneren Gründe aufgedeckt und die bisherigen landläufigen Meinungen darüber widerlegt und schließlich nachgewiesen, daß es gewisse Rassen gäbe, denen die Fähigkeit, Kultur zu schaffen, eben angeboren sei, während anderen Rassen, trotz der größten Begünstigungen durch äußere Verhältnisse, diese Fähigkeit für immer abgehe. Nach einer langen, aber lehrreichen Abschweifung von dieser geraden Linie kehrt er jetzt zu ihr zurück, um zunächst den Begriff der Rasse, dessen er sich vielfach in seinen Auseinandersetzungen bedient hat, näher zu bestimmen.

Kapitel X.

Einige Naturforscher behaupten eine mehrfache Abstammung der Menschheit.

Manche Naturforscher wollen unter den verschiedenen Menschenrassen so wesentliche Unterschiede erkennen, daß sie deren einheitliche Abstammung leugnen und

neben der adamitischen noch andere Ahnenreihen annehmen, aus denen durch Kreuzungen wieder Unterarten hervorgegangen seien.

Mit Berufung auf Prichards *) naturwissenschaftliche Schilderungen des Körperbaues der verschiedenen Rassen, zunächst der Mongolen und der Neger, gibt Gobineau zu, daß diese beiden Menschenarten, außer gewissen allgemeinen Übereinstimmungen, unter sich und mit uns kaum etwas Gemeinsames zu haben scheinen. Noch tiefer als die afrikanischen Neger stehen wieder die Australneger, welche nach ihrer körperlichen Entwicklung den menschenähnlichen Affen fast näher stehen als den Menschen. Und wenn man mit all diesen Menschenarten den formvollendeten Körperbau des Ariers in Europa und im südwestlichen Asien vergleicht, so ist man in der Tat versucht, einer Auffassung zuzustimmen, nach welcher diese Menschenrassen einander ebenso fremd sind, wie die verschiedenen Tierarten untereinander.

Der Leydener Gelehrte Camper wollte diese Lehre, die sich bis dahin nur auf oberflächliche Beobachtung stützte, mehr wissenschaftlich begründen, indem er mit Hilfe der Anatomie die Rassenunterschiede gleichsam mathematisch festzulegen suchte. Er bildete aus den Gesichtslinien einen Winkel, der nach seiner größeren oder geringeren Öffnung einen Maßstab für die Schönheit und damit für die Werthöhe der Rasse abgab. Und zwar nicht bloß für die Menschen, sondern für alle Lebewesen. So fand er eine Stufenfolge aller Tiere, an deren Spitze, mit dem größten Gesichtswinkel, der Europäer steht, während Vögel und Fische, mit dem kleinsten Winkel, die unterste Stufe bezeichnen. Unter den Säugetieren fand Camper bei den Affen einen Gesichtswinkel bis zu 42, ja 50°. Der

*) Naturgeschichte des Menschen.

Kopf des afrikanischen Negers zeigte 70°, und der Europäer erreichte 80°. Wahrlich, eine Gleichmäßigkeit in der Steigerung, welche den Menschen an diese Kette zu fesseln schien! Bemerkenswert ist dabei der Hinweis, daß griechische Künstler die Schönheit des dargestellten Menschenantlitzes steigerten, indem sie den Gesichtswinkel, wie beim Apollo, auf 100° erweiterten.

Campers Methode bestach durch ihre Einfachheit, hatte aber einen Fehler. Der Engländer Owen stellte nämlich fest, daß Camper die Affenschädel nur an jungen Tieren gemessen hatte. Bei dem erwachsenen Orang-Utang oder Schimpanse geht der Gesichtswinkel tatsächlich nicht über 30 bis höchstens 35° hinaus. Von hier aber bis zu den 70° des Negers und des Kalmücken ist der Sprung zu groß, als daß Campers fortlaufende Reihe vom höchsten Menschen bis zum niedrigsten Wirbeltier noch ernst genommen werden kann.

Die Schädellehre stellte dann viele ihrer Beweise in den Dienst der Camperschen Behauptung und wollte gleichfalls den Tieren mit größerem Gesichtswinkel entsprechend höhere Anlagen zusprechen. Aber auch hier widersprachen die Tatsachen; wie der Elefant z.B. bei kleinerem Gesichtswinkel über eine unbestreitbar höhere Auffassungsgabe verfügt, als der Orang-Utang.

Gegenüber diesen Mängeln der Camperschen Lehre hatte Blumenbach leichtes Spiel, als er an Stelle des Gesichtswinkels seine sogenannte Norma verticalis, welche sich aus der Beobachtung des Scheitels ergibt, als Kennzeichen für Rassenunterschiede aufstellte. Um aber die kleinen Unzuträglichkeiten, die auch diese Lehre mit sich brachte, zu beseitigen, schlug Owen vor, statt des Scheitels die Basis des Schädels zu untersuchen. Das Hauptergebnis dieses Verfahrens war, daß man eine so scharfe Grenzlinie zwischen dem Menschen und dem Orang-Utang fand, daß das von

Camper geknüpfte Band zwischen beiden Arten für immer zerriß.

Der Amerikaner Morton und nach ihm Karl Gustav Carus wollten die Art- und Wertunterschiede der Menschenrassen nach dem Inhalt des Schädels bemessen. Gobineau spricht dieser Lehre den Vorzug vor den andern zu, wenn er auch die Ergebnisse im einzelnen bemängelt und einer berechtigten Kritik unterzieht. Jedenfalls kommt auch Carus nicht zu einer zweifelsfreien Gliederung der naturwissenschaftlichen Rassenunterschiede. Aber aus der bisherigen Unmöglichkeit, eine solche Gliederung aufzustellen, dürfen die Anhänger der Einheit der Menschenrassen, als deren Hauptvertreter Gobineau fortan den Engländer Prichard anführt, noch nicht den Schluß ziehen, daß sie überhaupt unmöglich sei.

Gobineau verfolgt dann den weiteren Streit zwischen den Anhängern der Vielheit und der Einheit der Menschenrassen. Die ersteren gewannen neue Beweise für die Verschiedenheit der Rassen, indem sie die Beckenform, das Verhältnis der Glieder zueinander, die Hautfarbe und endlich die Art der Behaarung ihren Beobachtungen zugrunde legten. Auch hier kommt Gobineau zu dem Ergebnis, daß jedenfalls die Einwendungen der Einheitler und ihr Versuch, die Rassenunterschiede als nicht vorhanden oder belanglos hinzustellen, vergeblich sind. Dagegen besitzen sie einen anderen Beweisgrund, von dem Gobineau zugibt, daß er für ihre Ansicht schwer ins Gewicht fällt. Man glaubt nämlich durch Beobachtungen festgestellt zu haben, daß in der Tier- und Pflanzenwelt Mischlinge nur aus genügend verwandten Gattungen hervorgehen, daß aber diese Mischlinge ihrerseits zur Unfruchtbarkeit verdammt sind. Ist demnach die Fähigkeit der Erzeugung von unfruchtbaren Mischlingen schon ein Beweis naher Verwandtschaft der zeugenden Arten, so muß die Erzeugung fruchtbarer Mischlinge

ein Kennzeichen dafür sein, daß die Zeugenden nicht nur genügend verwandt sind, sondern ein und derselben Art angehören. Nun sind aber Mischlinge aus verschiedenen Menschenrassen zeugungsfähig und beweisen somit die Einheit der Art ihrer Erzeuger. Dieser Einwand der Einheitler ist bis jetzt noch nicht entkräftet.

Kapitel XI.

Die Rassenunterschiede sind dauernd.

Trotz dieses Zugeständnisses an die Einheitsrichtung bekämpft Gobineau doch die Folgerungen, welche ihre Anhänger aus der Einheit der Rasse ziehen wollen. Nach ihrer Behauptung wären die vorhandenen Rassenunterschiede nur scheinbar, nicht wesentlich. Sie wären lediglich hervorgerufen durch örtliche Einflüsse oder durch zufällige Körpereigenschaften des Ahnherrn eines jeden Stammes. Überall wirke die gemeinsame Urkraft in gleicher Stärke noch fort, und es könnte der Neger, wenn er nur einem gleich günstigen Einfluß des Klimas und der Erziehung ausgesetzt würde, dieselbe Vollkommenheit der körperlichen Entwicklung erreichen wie der Europäer. Diese Meinung ist aber unhaltbar.

Doch die Lehre der Einheitler wird außer ihrem Hauptbollwerk, der Fruchtbarkeit der Mischlinge, noch durch ein anderes Zeugnis gestützt, welches Gobineau nicht geneigt ist, gering anzuschlagen, nämlich durch die Darstellung der Bibel, welche eine mehrfache Ahnenreihe ausschließe. Er gibt jedoch mit Recht zu bedenken, daß in der Bibel Adam nur als Stammvater der weißen Rasse erscheint und daß die Auffassung, als ob die schwarzen Völker von Ham ab-

stammen, in der Bibel selbst gar nicht begründet ist und nur eine von späteren Erklärern hineingetragene Deutung darstelle; eine Deutung, die um so willkürlicher erscheint, als bei der angeblichen Dreiteilung der Rassen in Semiten, Japhetiten und Hamiten die große gelbe Rasse gar nicht berücksichtigt ist. Doch will Gobineau darauf kein allzugroßes Gewicht legen, sondern will einmal den Beweis von der Einheit der Rassen als gegeben ansehen. Denn er hofft, beweisen zu können, daß die wichtigsten Rassenunterschiede mit ihren Folgeerscheinungen auch ganz unabhängig von der Frage der Einheit oder Vielheit der Abstammung als wesentlich bestehen bleiben.

Kein Mensch bestreitet die Stammeseinheit sämtlicher Hundearten. Wird aber jemand behaupten wollen, daß darum alle Hunde wesentlich dieselben körperlichen und seelischen Eigenschaften haben? Schwerlich! Also Einheit in der Abstammung, und doch Verschiedenheit in allem übrigen, und zwar so tiefgehende Verschiedenheit, daß sie durch kein anderes Mittel als durch Kreuzungen verwischt werden kann! Fehlt dagegen die Kreuzung und bleibt die Rasse rein, so erhalten sich auch ihre Eigenarten von Geschlecht zu Geschlecht dauernd und ohne sichtbare Wandlungen. Ganz so bei den Menschen! Und so gut wie man die Frage über das Verhältnis der heutigen Haustiere zu ihrem wilden Urerzeuger als ungelöst bezeichnen muß, so gut werden wir dies auch in erhöhtem Maße von dem eigenartigsten Haustier, dem Menschen, behaupten dürfen.

So ist es denn nur zu natürlich, daß alle Rassen sich den Ahnherrn des Menschengeschlechtes als mit ihren besonderen Merkmalen versehen vorstellen, und die heutige Wissenschaft versagt vollkommen, um in diesem Wirrsal von Meinungen den Ausweg zu finden. Wahrscheinlich aber ist es, daß die jetzt lebenden Rassen von dem gemeinsamen Erzeuger, wenn wirk-

lich ein solcher vorhanden ist, ebenso abweichen, wie sie voneinander unterschieden sind. Es erübrigt also nur noch, wenn man sich auf den Boden der Einheitslehre stellt, zu untersuchen, wie die Abweichungen von dem Urbilde zustandegekommen sind.

Die Meinung, daß diese Abweichungen lediglich dem Klima, der Ortslage oder gewissen Lebensgewohnheiten zuzuschreiben sind, ist, wie gesagt, unhaltbar. Denn seit dem Beginn geschichtlicher Zeiten sind für solche Wandlungen des Menschen nicht einmal Spuren nachzuweisen. Wenn man zwei dem Urbilde noch ähnliche Stämme in Gegenden ansiedeln wollte, welche nach ihrer Breitenlage und den vorhandenen Lebensbedingungen die denkbar größten Gegensätze darbieten, so werden sie im Verlauf von Jahrhunderten unter dem Einfluß des verschiedenen Klimas zwar gewisse Eigenarten annehmen, die sie zunächst unterscheiden; aber wirklich wesentliche, organische Wandlungen werden nicht einmal andeutungsweise vorhanden sein. Die Belanglosigkeit des Klimas ergibt sich auch aus der Tatsache, daß Volksstämme, die an den entgegengesetzten Enden der Erde und unter entgegengesetzten Lebensbedingungen ihr Dasein fristen, dennoch eine auffallende Ähnlichkeit zeigen. Solche Ähnlichkeiten gehen so weit, daß einzelne Ethnologen, wenn auch zu Unrecht, die Hottentotten z. B. für chinesische Ansiedler erklären wollten. Die gleiche Ähnlichkeit zeigen die Bildnisse der alten Etrusker mit den Araukanern in Südamerika, die Cherokesen mit den Kalabresen in Süditalien u.a.m. Solche Verhältnisse aber rechtfertigen den Schluß, daß nicht die noch heute wirksamen Naturkräfte den menschlichen Arten ihre Merkmale verliehen haben, sondern daß in vorgeschichtlicher Zeit Kräfte ganz anderer Art tätig waren, deren Erkenntnis uns verschlossen ist. In geschichtlicher Zeit sind, wie schon gesagt, wesentliche Wandlungen der Arten nicht nachweisbar. So finden wir auf ägyp-

tischen Denkmälern Araber abgebildet, die noch genau die Gesichtsbildung ihrer jetzt lebenden Abkömmlinge zeigen, mögen diese in den dürren Wüsten ihrer Heimat oder den fruchtbaren Küstengegenden von Malabar oder anderswo leben.

Noch beweiskräftiger für die Frage sind die Juden, welche, über die ganze Erde zerstreut, fern von Palästina mit dem heimatlichen Klima auch ihre alte Lebensweise durchaus aufgegeben haben. Trotzdem haben sie ihre alten Artzeichen in allem Wesentlichen beibehalten, mögen sie nun als kriegerische Rechabiten in Arabiens Wüsten oder als friedliche Israeliten in Portugal, Frankreich, Deutschland oder Polen leben. Denn auch diese können wir mit ägyptischen Gemälden vergleichen, welche Semiten darstellen und ein Alter von 3—4000 Jahren haben. So sind auch die deutschen Juden im allgemeinen kleiner und hagerer als die Europäer, unter denen sie seit Jahrhunderten leben, und erlangen mit anderen Orientalen, trotz Prichards Einrede, die Geschlechtsreife früher als jene. Das Klima und die Lebensgewohnheiten haben eben zur Ausgleichung der Rassenunterschiede nichts getan.

Dieselbe Beobachtung wie bei den Arabern und Juden kann man endlich auch bei den Zigeunern machen. In ihrer äußeren Erscheinung sowohl wie in der frühzeitigen Geschlechtsreife haben sie in allen Teilen Europas die Rassemerkmale der indischen Parias, von denen sie stammen, bewahrt. Wenn aber Zeit und Klima die ererbten Rassenunterschiede so wenig oder gar nicht beeinflussen, so zwingt dies zu der Anerkennung, daß jedenfalls die bestehenden Rassen scharf und dauernd voneinander getrennt sind, ob man sich nun zu der Lehre von der Einheit oder Vielheit der Rassen bekennt.

So beweisen auch die Malereien in den Tempeln und Totengrüften des Niltals, verglichen mit den jetzt lebenden Negern, die Beständigkeit dieser Rasse

ebenso, wie die Bas-Reliefs von Chorsabad und die Bilderdenkmäler von Persopolis die körperliche Übereinstimmung der assyrischen Völkerschaften mit gewissen Stämmen bestätigen, die heute dasselbe Gebiet inne haben.

Was für Einwendungen machen nun die Einheitler? Zum Beweise dafür, daß das Klima dennoch auf die Rasse einwirke, führen sie die nicht seltenen Fälle an, wo deutsche Juden blondes Haar und blaue Augen haben. Hier kann ihnen Gobineau aber entgegenhalten, daß gerade ihre Gelehrten es sind, welche die Unabhängigkeit der Haut- und Haarfarbe vom Klima nachgewiesen haben und jedenfalls das Klima nicht als einzige und Hauptursache gelten lassen wollen. Denn sie selbst haben bei den Singhalesen auf Ceylon blaue Augen und blonde Haare festgestellt und eine Hautfarbe, die zwischen hellbraun und schwarz schwankt, und sie geben ferner zu, daß die Samojeden und Tungusen, wiewohl an den Ufern des Eismeeres wohnend, außerordentlich dunkel gefärbt sind. Das Klima hat also nach ihrem eigenen Zeugnis mit der Farbe von Haut und Haaren nichts zu tun, und da man ferner weiß, daß im Orient rötliches Haar nichts Seltenes ist, so bietet auch die abweichende Farbe etlicher deutscher Juden nichts Überraschendes. Zum allermindesten beweist sie nichts, weder die Beständigkeit der Arten noch das Gegenteil.

Aber die Einheitler führen für ihre Behauptung auch Beweise aus geschichtlich übersehbarer Zeit an. Die Türken, so sagen sie, sind ohne Frage asiatischen Ursprungs und sind, wie ihre Sprache beweist, mit den finnischen Zweigen der Ostjaken und Lappen verwandt. Sie haben also ursprünglich die gelbe Hautfarbe, die hervorspringenden Backenknochen und die kleine Gestalt der Mongolen gehabt. Die heutigen Türken haben nun aber europäisches Aussehen, mit langem, dichtem Bart und mandelförmigen statt der geschlitzten

Augen der Mongolen. Folglich, so lautet der sieghafte Schluß, haben die Türken sich umgewandelt, und die Beständigkeit der Rassen ist damit widerlegt. Voll Scharfsinn und Gründlichkeit geht Gobineau mit diesem Trugschluß ins Gericht. Zunächst stellt er die mongolische Abstammung der Türken überhaupt in Frage. Die ältesten, geschichtlich nachweisbaren Vorfahren der Osmanen, die Oghusen, die einst vom Altai herabstiegen, bewohnten zu den Zeiten Abrahams eben jene geheimnisvollen Gebiete Innerasiens, wo damals noch zahlreiche germanische Stämme hausten. Die ältesten persischen Dichter erwähnen jene Bewohner von Turkestan und ihre Frauen nur, um deren vollendete Körperschönheit zu rühmen. Sollte ein Mongolenantlitz sie so begeistert haben? Ferner bezeugt eine Bemerkung des Mönches Rubruquis, den Ludwig XI. zu dem Mongolenfürsten Dschingis-Chan geschickt hatte, daß dieser Asiate europäische Gesichtszüge trug. Diese Bemerkung war schon A. v. Humboldt wichtig erschienen, der bei dieser Gelegenheit darauf hinweist, daß das Geschlecht Dschingis-Chans warscheinlich türkischen, nicht mongolischen Ursprungs war. Desgleichen fiel Humboldt auch bei der Betrachtung der Bildnisse der Barberiden, jener türkisch-tatarischen Fürsten, die im 16. nachchristlichen Jahrhundert Indien unterwarfen, das Fehlen mongolischer Gesichtszüge auf.

Nur die Sprachvergleichung behauptet und beweist also die Zugehörigkeit der türkischen Sprache zum finnischen Stamm. Da nun aber auch die Skythen, ein Volk mongolischer Abstammung, nachweisbar eine arische Sprache angenommen haben, so wäre es auch nichts Unerhörtes, wenn die Oghusen, trotz ihrer arischen Abstammung, finnisch gesprochen hätten.

Aber Gobineau will es gelten lassen, daß die Oghusen vom Altaigebirge wirklich Finnen waren; so beweist das auch noch nichts zugunsten der Ein-

heitler. Denn aus der Geschichte der Türken, besonders seit ihrem ersten Auftreten in Europa, läßt sich nachweisen, daß dieses an Zahl nicht allzustarke Erobervolk, das vorher schon durch Ehen mit persischen und arabischen Frauen stark gemischt war, nicht nur durch massenweise betriebenen Mädchenraub, sondern durch unablässige Aufnahme von europäischen Christen in den Islam und damit in eine vollberechtigte Staatsbürgerstelle sich in unerhörter Weise mit Bestandteilen arischer Abstammung durchsetzt und vermischt hat. Man beachte hierzu nur die Einrichtung der Janitscharenregimenter, welche durchweg aus Christen ergänzt wurden, die dann zum Islam übertraten. Hat demnach diese Rasse wirklich so wesentliche Wandlungen durchgemacht, so sind diese eine Folge von Kreuzungen und beweisen demnach gar nichts für die Lehre der Einheitler.

Zu zweit berufen sich diese auf die Magyaren. Sie sind, so sagen sie, finnischen Ursprungs und verwandt mit Lappen, Samojeden und Eskimos, also ursprünglich mit allen Abzeichen jener häßlichen Rasse versehen gewesen. Und doch zeigen die Magyaren hohen, schlanken Wuchs und die schönen Gesichtszüge der weißen Rasse. Die Finnen waren immer schwächlich, dumm und geknechtet; die Magyaren sind in allen Punkten das Gegenteil. Folglich haben sie körperlich und geistig eine erstaunliche Wandlung durchgemacht. Allerdings erstaunlich! sagt Gobineau; und so erstaunlich, daß sie völlig unerklärlich ist, selbst für die Unitarier, wenn sie die denkbar größte Wandlungsfähigkeit der Rassen annehmen. Denn diese Wandlung hätte sich in einem Zeitraum von 800 Jahren vollzogen, innerhalb welcher dieses Volk sich nachweisbar fast rasserein gehalten hat. Doch glücklicherweise löst sich das Rätsel von selbt: Es ist nämlich sicher, daß die Magyaren keine Finnen sind.

Zunächst hat A. de Gérando*) unwiderleglich nachgewiesen, daß die Ungarn Hunnen sind. Damit wäre nun noch nicht viel gewonnen, da auch die Hunnen zur gelben Rasse gezählt werden. Gobineau weist aber darauf hin, daß man unter Hunnen nicht bloß einen bestimmten Volksstamm, sondern auch einen Sammelnamen begreift, welcher alle jene Horden umfaßt, die unter dem Banner der Vorfahren Attilas vereinigt waren. Unter ihnen hat man aber zu allen Zeiten Scharen unterschieden, die man die weißen Hunnen nannte und in denen der germanische Bestandteil vorherrschte. Die Magyaren sind also Mestizen mit germanischer**) Grundlage, deren etwas eckige und knochige Gesichtsbildung die mongolische Beimischung noch immer andeutet. Ihre Sprache freilich ist nicht germanisch, doch erscheint dieser Widerspruch bei der Geschichte dieses Volkes von geringer Bedeutung und leicht erklärlich. Gobineau erinnert für diese Sprachwandlung noch einmal an die Skythen sowie an die Nordgermanen in Neustrien, welche schon wenige Jahre nach der Eroberung der neuen Heimat die keltolateinische Mundart ihrer Untertanen annahmen.

So sind denn sämtliche Beweisgründe, welche die Einheitler zur Unterstützung ihrer Lehre von der Wandlungsfähigkeit der Rassen herbeiholten, glatt widerlegt, so daß Gobineau mit Recht behauptet, daß die Beständigkeit der Rassearten jetzt als erwiesen gelten kann. Kein Klima, keine Umgebung kann sie zerstören; nur Kreuzung kann sie beeinflussen. Und dieses Ergebnis besteht unabhängig von der Frage nach der Einheit oder Vielheit der Abstammung. Die gegenwärtig bestehenden Rassen sind also verschiedene Zweige eines oder mehrerer Ur-

---

*) Essai historique sur l'origine des Hongrois, Paris 1844.

**) Auch hierfür kann sich Gobineau auf eine Bemerkung A. v. Humboldts berufen.

stämme, die jetzt verschwunden und in geschichtlicher Zeit nicht mehr erkennbar sind.

Es fragt sich nun, aus welchen Anlässen eine so zähe fortwirkende Verschiedenheit der einzelnen Rassen entstehen konnte. Denn Gobineau will an der Einheit der Abstammung festhalten, an die er zwar nicht glaubt, deren wissenschaftliche Begründung er aber nicht hat widerlegen können.

Mögen hier die Worte, mit denen Gobineau diese Untersuchung einleitet und welche überaus bezeichnend sind für die bescheidene und deshalb wahrhaft große Gesinnung dieses scharfsinnigen und gelehrten Philosophen, in ziemlich genauer Übersetzung folgen:

„Niemand wird leugnen wollen, daß über einer Frage von solcher Wichtigkeit ein geheimnisvolles Dunkel schwebt, welches Gründe zugleich sinnlicher und geistiger Art in seinem Schoße birgt. Gewisse Ursachen, die dem göttlichen Bereich entstammen und deren Nähe der Geist erschreckt empfindet, ohne ihre Natur zu erraten, walten tief in der dichtesten Finsternis dieses Rätsels, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die auf Erden wirkenden Kräfte, in denen man den Schlüssel des Geheimnisses sucht, selbst nur Werkzeuge, untergeordnete Triebfedern des großen Werkes sind. Der Ursprung aller Dinge, aller Bewegungen, aller Vorgänge ist nicht unendlich klein, wie man oft anzunehmen geneigt ist, sondern im Gegenteil so ungeheuer, so groß und unermeßlich gegenüber unserer Schwachheit, daß wir ihn wohl vermuten und seine Möglichkeit andeuten können, ohne jedoch je hoffen zu dürfen, ihn deutlich zu erkennen oder in sicherer Weise zu enthüllen. Wie bei einer Eisenkette, welche ein großes Gewicht tragen soll, häufig der dem getragenen Gegenstande nächste Ring der kleinste ist, ebenso kann die letzte Ursache oft fast nichtssagend erscheinen, und wenn man sie zu lange vereinzelt betrachtet, so vergißt man die große Reihe

von Ursachen, die ihr vorhergeht und sie hält, und die stark und gewaltig im Unsichtbaren haftet. So darf man in dem bekannten Geschichtchen vom Rosenblatt, welches das Wasser zum Überfließen brachte, nicht die Gewalt des Blättchens bewundern, sondern man muß sich klar machen, daß der Unfall im Grunde darauf beruhte, daß überreichliche Flüssigkeit in dem Gefäß eingeschlossen war. Bringen wir also den ersten, urzeugenden, göttlichen, fernen Ursachen alle Ehrerbietung entgegen, ihnen, ohne die nichts sein würde und die, als Vertraute des göttlichen Beweggrundes, Anrecht auf einen Teil der ihrem allmächtigen Urheber gezollten Verehrung haben; aber versagen wir es uns, hier davon zu reden. Es ist nicht ratsam, den Bereich menschlicher Erkenntnis zu verlassen, in dem man allein hoffen kann, auf Gewißheit zu treffen. Man tut vielmehr gut daran, sich darauf zu beschränken, die Kette, wenn auch nicht an ihrem letzten und kleinsten Ringe, so wenigstens an ihrem sichtbaren und fühlbaren Teile zu fassen, ohne den Anspruch zu erheben, über die Spannweite des Armes hinaufzureichen. Das ist keine Unehrerbietung, sondern im Gegenteil das ehrliche Gefühl einer unüberwindlichen Schwäche."

Um nun einen Einblick in die Entstehungsweise der verschiedenen Menschenrassen zu gewinnen, lenkt Gobineau seinen Blick in jene geheimnisvolle Urzeit zurück, wo uranfängliche Kräfte von einer Gewalt, die wir heute nur ahnen können, an der Gestaltung unseres Erdballes gewirkt haben. Auch hier wäre eine bloß auszugsweise gefaßte Wiedergabe ohne Nutzen, und nur eine Übersetzung könnte eine genügende Vorstellung davon geben, wie Gobineau bei vollkommen vorurteilsfreier Betrachtung naturwissenschaftlicher Ereignisse in der Würdigung der Einzelheiten nie den Blick für das Ganze, das Gefühl für den Zusammenhang, d. h. für den göttlichen Ursprung alles Seins verliert. Beschränken wir uns darauf, die

Ergebnisse seiner Betrachtung kurz wiederzugeben. Gobineau stellt fest, erstens, daß die Verschiedenheiten der Arten in vorgeschichtlicher Zeit, in der ersten, unbekannten Zeithälfte des Daseins der Menschen auf Erden, entstanden sein müssen, und zweitens, daß sie entstanden sind unter der Einwirkung von Naturkräften, deren ungeheure Gewalt heute nicht mehr vorhanden ist. Solange man an der Einheit der Abstammung festzuhalten gezwungen ist, darf man für die Entstehung der Abweichungen einen späteren Zeitabschnitt nicht annehmen.

Um diese spätere Entstehungsmöglichkeit zu retten, machen die Einheitler einen letzten Versuch mit dem Hinweis, daß zufällige Abweichungen des Körperbaues oft erblich sind und somit den Anlaß zu einer neuen, abweichenden Rassenbildung geben können. So beruft sich Prichard unter anderem auf einen Bericht des englischen Reisenden Baker, der einen am ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts mit einer hornartigen Haut bedeckten Mann gesehen hat. Dieser Mann zeugte vier Söhne, welche die Hornhaut des Vaters besaßen. Aber nur einer überlebte den Vater, und er stand noch im Kindesalter, als Baker ihn sah. Prichard glaubt nun, daß aus einer derartigen Familie, unter besonders günstigen Umständen, sich eine besondere Rasse entwickeln könne. Jedoch mit Unrecht. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß alle derartigen Formwidrigkeiten in der Fortzeugung entweder allmählich zu der alten Form zurückkehren, oder aber der Unfruchtbarkeit verfallen und aussterben. So weiß auch in dem oben angeführten Falle Baker nicht anzugeben, ob der überlebende Sohn des Hornmenschen zur Mannbarkeit gelangt ist. Alles, was von der natürlichen Ordnung abweicht, kann nur Leben borgen, aber es nicht bewahren. Andernfalls müßten die sonderbarsten Zufälle die Menschheit von ihrer zu allen Zeiten beob-

achteten Körperbeschaffenheit längst entfernt haben. Die schwarze Haut der Neger, die gelbe Farbe der Chinesen gehören also nicht zu diesen rein zufälligen, vorübergehenden Erscheinungen; es sind vielmehr bleibende Rassemerkmale. Und dieses zähe Festhalten der Formen, bewiesen durch die ältesten geschichtlichen Urkunden, erscheint wie eine Beglaubigung der ewigen Trennung der Rassen.

Kapitel XII.

Wie die Rassen sich in ihrer körperlichen Beschaffenheit getrennt und welche Abarten sie darauf durch Mischungen gebildet haben. Sie sind ungleich an Kraft und an Schönheit.

Gobineau untersucht jetzt des näheren die Frage, wie es in der Urzeit möglich war, daß die von ein und demselben Ahnherrn abstammenden Menschen so verschiedene Rassemerkmale annahmen. Das ist um so auffälliger, als man nicht einsehen kann, wie die infolge ihrer gemeinsamen Abstammung auch örtlich vereinigten Urmenschen so verschiedenen Einwirkungen der Natur ausgesetzt gewesen sein können. Und wenn sie zu der Zeit, als diese Einwirkungen begannen, schon zahlreich genug waren, um sich über die Erde auszubreiten, wie haben sie die ungeheuren Schwierigkeiten, welche ein Zug durch dichte Urwälder und Sümpfe, über Sand und Schneewüsten, über Flüsse, Seen und Meere noch heute dem fortgeschrittenen Menschen bereitet, schon damals überwinden können? Um diese Schwierigkeiten zu lösen, prüft Gobineau zunächst die Frage, welchen Ort der Erde man als die Heimat unserer Gattung anzusehen habe.

Nach einer uralten und von neueren Gelehrten, wie Georges Cuvier, angenommenen Vorstellung

sind diese Heimstätten in gewissen Gebirgsgegenden zu suchen, und zwar wären die Weißen vom Kaukasus, die Gelben vom Altai und die Schwarzen vom Atlas herabgestiegen*). Demnach hätten unsere Stammväter sich mit jenen schwer zugänglichen Orten voll düsteren Schreckens zuerst vertraut gemacht, hätten sich darin heimisch gefühlt, während die freien Ebenen, die weiten Flußufer, Seen und Meere für sie mit allen Schrecknissen des Unbekannten erfüllt gewesen wären. Diese Vorstellung entsprang offenbar der Überlegung, daß die ersten Menschen sich vor den Wellen der großen Fluten der Vorzeit auf die Anhöhen flüchten mußten. Aber in dieser Vorstellung selbst liegt doch schon der Hinweis, daß diese Flüchtlinge nicht den Urmenschen, sondern einem späteren Geschlecht angehört haben. Unsere Gattung kann vielmehr nur an einem Orte entstanden sein, in welchem bereits ein verhältnismäßiger Friede der Natur herrschte. Zudem waren die Berge seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Furcht und abergläubischen Scheu für den Menschen. Die Griechen versetzten ihre Götter auf die geheimnisvollen Höhen des Olympus, die Brahmanen auf den Meruberg, und in den Schrecknissen des Kaukasus schmachtete der gefesselte Prometheus. Die Menschen hätten schwerlich diese Örter mit den Göttern in Verbindung gebracht, wenn sie ihnen als alte Heimstätten vertraut gewesen wären. Aus diesen Gründen neigt Gobineau der Auffassung zu, daß vielmehr die offenen und flachen Länder die Zeugen der ersten Schritte des Menschen gewesen sind, einer Auffassung, die sich übrigens mit der biblischen Schilderung des Paradieses deckt. Bei dieser Annahme würden auch die Schwierigkeiten der ersten Wanderungen bedeutend geringer erscheinen, denn

---

*) Nebenbei gesagt, steht diese Annahme im offenen Gegensatz zu der Lehre der Einheitler!

flache Gegenden sind im allgemeinen von schiffbaren Flüssen durchzogen und stoßen an das Meer. Flüsse und Meere aber verbinden bekanntlich mehr, als daß sie trennen. Die Menschen wandern freiwillig oder unfreiwillig. Ersteres ist von den Urmenschen der Schöpfung kaum anzunehmen; dagegen sind unfreiwillige, ja unvorhergesehene Wanderungen, zumal bei unerfahrenen Wilden, sehr wahrscheinlich. Es braucht nur eine Familie ein roh gezimmertes Boot zu besteigen, das sich verirrt. Oder einige Unglückliche werden von hereinbrechenden Meeresfluten erfaßt, klammern sich an Baumstämme und werden von der Flut an ferne Ufer verpflanzt. Diese Möglichkeiten sind durch bestimmte Vorfälle aus geschichtlicher Zeit erwiesen und genügen, um die schnelle Verbreitung bestimmter Menschengruppen über die entferntesten Himmelsstriche zu erklären, so daß die ersten menschlichen Familien schon sehr früh ganz verschiedenen örtlichen und klimatischen Einflüssen ausgesetzt wurden. Und dazu sind allzugroße Entfernungen gar nicht einmal immer nötig! In der Schweiz findet man in einem Umkreis von zwei Meilen so starke klimatische Gegensätze, daß die Pflanzenwelt Lapplands und Süditaliens fast vereinigt erscheint. Aber man braucht nicht einmal das Gebirge zur Erklärung solcher Gegensätze! Wieviel rauher ist nicht die Normandie als das benachbarte Jersey? Und lassen sich nicht zahlreiche Beispiele derselben Art anführen? Wenn sich aber dieser Gegensatz noch heute auf engem Raume vorfindet, um wieviel stärker müssen seine Wirkungen gewesen sein in jenen furchtbaren Werdezeiten der Erde, welche der Entstehung unserer Gattung unmittelbar vorangingen? Damals, als das Meer ganze Länderstrekken verschlang oder zurückweichend trocken legte? Als gewaltige Berge plötzlich aus dem Boden hervorwuchsen oder darin versanken? Als heftige Erschütterungen der Erdachse das ganze Planetensystem bedrohten?

So ist denn die Möglichkeit festgestellt, daß die ältesten Menschen, sei es infolge weiter Wanderungen, sei es in verhältnismäßig nahem Beieinanderwohnen außerordentlich starken und entgegengesetzten klimatischen Einflüssen ausgesetzt waren. Und in jener Urzeit können demnach wirklich jene sekundären Arten entstanden sein, von denen die gegenwärtigen Zweige der Menschen stammen. Welcher von ihnen dem primären Menschen am nächsten steht, läßt sich nicht mehr entscheiden.

Gobineau findet unter den bestehenden Rassen nur drei bestimmt ausgeprägt: die weiße, die schwarze und die gelbe. Die Unterscheidung nach der Farbe hält er zwar nicht für völlig zutreffend, aber doch für verhältnismäßig gut und einfach. Unter der weißen versteht er fortan die kaukasische Rasse, also Semiten und Japhetiten, unter der schwarzen die sogenannten Hamiten und unter der gelben Rasse die Söhne des Altaigebirges, also Mongolen, Finnen und Tataren. Das sind die drei ursprünglichen Menschenrassen, wie sie aus der Sekundärzeit hervorgingen. Die 28 Abarten Blumenbachs und die 7 Arten Prichards haben neben ihnen keine Berechtigung, da sich nachweisbar Mischrassen darunter befinden. Keine der drei Urrassen hat aber wahrscheinlich jemals eine geschlossene Einheit gebildet. Man hat sich vielmehr den Einfluß der urzeitlich wirkenden Kräfte auf die Menschenarten so vorzustellen, daß sie auch Unterarten bildeten, die sich streng in den wichtigsten Linien der drei Hauptarten hielten, aber von vornherein kleine Merkmale aufwiesen, die sie voneinander schieden. Zur Erklärung dieser Unterarten braucht man also keine Kreuzungen anzunehmen, denn sie waren schon früher da. Die Spuren dieser sekundären Unterarten würde man freilich bei den zahlreichen Mischungen, die seither stattfanden, heute vergeblich suchen, wenigstens bei der weißen und gelben Rasse; am ehesten noch

bei der schwarzen, die sich jedenfalls verhältnismäßig am reinsten erhalten hat. Bei ihr kann man sich noch durch den Augenschein von den ursprünglichen, also sekundären Abweichungen innerhalb der Rasse überzeugen, Abweichungen, die wir bei der weißen und gelben Rasse nur auf Grund geschichtlicher Schlußfolgerungen wahrnehmen können. Aber selbst bei den Schwarzen finden wir zahlreiche Kreuzungen. Und diese Mischarten, welche bei den Weißen und Gelben heute wohl ausschließlich vorhanden sind, nennen wir die Tertiärarten.

Nun glaubt man einen Prüfstein für die Reinheit einer Rasse in der mehr oder weniger großen Ähnlichkeit der Rassenglieder miteinander gefunden zu haben. Aus je mehr Kreuzungen eine Rasse hervorgegangen ist, desto größere Verschiedenheit zeigen die einzelnen Rasseglieder in Gesicht und Körperbau. Das ist vollkommen richtig, man muß sich aber vor Rückschlüssen hüten, die ein ganz falsches Ergebnis haben könnten. Diese körperliche Ähnlichkeit kann sich nämlich auch bei einem stark gemischten Volksstamm dann einstellen, wenn die verschiedenen Kreuzungsbestandteile sich in einer langen Entwicklung bereits recht gründlich vermischt haben, so daß jeder Stammeszugehörige genau dieselbe Blutmischung in sich trägt, wie sein Nachbar. Die Polynesier z. B., die aus einer Kreuzung zwischen Gelben und Schwarzen entstanden sind, zeigen heute bereits diese innere Rasseähnlichkeit, aus der man also nicht auf ihre Ungemischtheit, sondern nur auf die vollendete Ausgleichung ihrer Urbestandteile schließen darf. Je näher sich nun die erzeugenden Abarten bereits gestanden haben, um so schneller wird jener Zustand der Ausgleichung eintreten und umgekehrt; wie ja erfahrungsmäßig Kinder von Eltern verschiedenen Stammes entweder dem Vater oder der Mutter, aber kaum einander ähneln, während die gegenseitige Ähnlichkeit die

Regel ist, wenn Vater und Mutter demselben Rassenzweig angehören.

Noch eines sei bemerkt: Nur wenn die Verschmelzung der Kreuzungsbestandteile vollendet ist, geht daraus eine neue Eigenart hervor, welche wiederum artbildend für alle Nachkommen wird und so eine wirklich neue, tertiäre Unterart darstellt. Bevor aber dieser Zustand erreicht wird, herrscht in der Rasse Verwirrung und Unordnung, und sie entbehrt der Einheitlichkeit. Von dem reinen Tertiärzustand der weißen Rasse haben wir aus geschichtlicher Zeit nur spärliche Kenntnisse; er hat wohl nirgends langen Bestand gehabt. Denn der zivilisatorische Trieb, der diese Rasse auszeichnete, drängte sie beständig zu neuen Mischungen mit anderen Völkern. Und die Stämme der gelben und schwarzen Rasse, welche etwa noch den Tertiärzustand darstellen, haben keine Geschichte: Es sind Wilde.

Aus den Tertiärrassen gehen wieder Quaternärrassen hervor. Sie entstammen der Verbindung zweier tertiärer Abarten der Sekundärgruppen, wie die Polynesier der Mischung der gelben mit der schwarzen, und die Mulatten der Verbindung der weißen mit der schwarzen Rasse. Auch hier erzeugt die Mischung neue Merkmale neben den Zügen, welche an die Abstammung erinnern.

Von dem Augenblick an, wo eine Quaternärrasse abermals durch das Dazwischentreten einer neuen Artgruppe verändert wird, bietet sich bald das erschreckende Schauspiel eines gräßlichen Rassenwirrwarrs dar. Der eine hat das Haar des Negers, der andere den mongolischen Gesichtsschnitt; dieser die Augen des Germanen, jener den Wuchs des Semiten, und alle sind dabei verwandt. Man trifft sie inmitten der großen zivilisierten Nationen, in deren Haupt- und besonders Hafenstädten sie zu Hause sind. Lange Jahrhunderte würden nötig sein, um aus diesen ungeordneten Mi-

schungsergebnissen wieder eine einheitliche Rasse mit besonderer Eigenart zu schaffen.

Nachdem Gobineau so die körperliche Verschiedenheit der Rassen an sich festgestellt hat, untersucht er, wieweit sich dieselbe auf die Schönheit und Kraft des Körperbaues erstreckt. Es ist einleuchtend, daß der Europäer an körperlicher Schönheit über allen anderen Menschen steht. Seine nächsten Verwandten, wie die entarteten Arier in Indien und Persien, sowie die mit hamitischem Blute am wenigsten durchsetzten semitischen Völker, stehen ihm auch an Schönheit am nächsten. Aber je mehr die Rassen sich von der weißen Stammart entfernen, desto weniger schön sind sie und erreichen schließlich jenen ungewöhnlichen Grad von Häßlichkeit, der ein altes Erbteil der meisten Menschenzweige ist. Denn die von dem Enzyklopädisten Helvetius von neuem vorgetragene Meinung, als sei die Schönheit nur ein von persönlicher Auffassung abhängiger Begriff, ist längst widerlegt, am gründlichsten in Giobertis trefflicher Abhandlung „Del Bello".

In derselben Weise gibt es auch eine Ungleichheit der Körperstärke, und wieder sind es die Europäer, die allen voranstehen. Doch muß man hier unterscheiden zwischen der reinen Muskelkraft, die in einem gegebenen Augenblick die höchste Spannkraft erreicht, und jener zähen Kraft, die im Widerstande und in der Ausdauer zum Ausdruck kommt. Nur diese letztere ist artbildend, und ihre größere, in einem Volk vereinigte Summe, die sich als Arbeitskraft darstellt, verleiht kulturelle Überlegenheit.

Kapitel XIII.

Die Menschenrassen sind an geistiger Befähigung ungleich; die Menschheit ist nicht bis ins Unendliche vervollkommnungsfähig.

Um die Ungleichheit auch der geistigen Begabung der Rassen richtig zu beurteilen, will Gobineau, nachdem er ihre höchste Blüte, die Zivilisation, bereits gewürdigt hat, auch deren denkbar tiefsten Zustand ergründen und feststellen. Er teilt nicht den Standpunkt derjenigen Reisenden und Forscher, welche auf Grund zufälliger Eindrücke, die sie bei der ersten Zusammenkunft mit einem wilden Volksstamme hatten, oder aus dm Umstande, daß solche Wilde rohe Eidechsen essen oder Menschenfresser sind, den Schluß ziehen, daß dieselben geistig auf dem Standpunkt der Tiere, etwa des Affen, stehen. Gobineau findet auch in der Seele des am tiefsten stehenden Wilden noch immer einen Funken jener göttlichen Flamme, die den Menschen weit über das Tier erhebt. Denn die stumpfsinnigste Menschenhorde ist religiösen Vorstellungen zugänglich und steht dadurch hoch über dem klügsten Tier. Ist nun die geistige Entwicklungsfähigkeit des Menschen unbegrenzt, und ist sie bei allen Rassen die gleiche? Auf beide Fragen antwortet Gobineau mit nein. Er weiß, daß er sich damit im Widerspruch befindet mit der landläufigen Empfindungsweise, welche sich mit dem Gedanken der unendlichen Entwicklungsfähigkeit schmeichelt und in der Bahn des seit Anbeginn wirkenden Menschengeistes eine aufsteigende Linie sieht, auf deren höchstem Punkt der jeweilig Lebende steht. In allen Gebieten des Wissens, so versichert man, haben wir richtigere Ansichten als früher. Unsere Sitten seien im allgemeinen milde, und unser Sittengefühl stehe höher als das der Griechen und

Römer. Ferner hätten wir im Punkte der persönlichen Freiheit Empfindungen und Überzeugungen, welche allein schon durch das Merkzeichen der Duldsamkeit unsere Überlegenheit dartun. Schwärmer und Wissenschaftler halten die Zeit nicht mehr für fern, wo in einem goldenen Zukunftsstaat allgemeine Glückseligkeit die Sterblichen vereine. Aber eine ernstere Prüfung der Geschichte richtet diese hochfahrenden Ansprüche. Gobineau geht unerbittlich mit ihnen ins Gericht. Im allgemeinen gibt er zu, daß die Summe unserer Erkenntnisse zugenommen hat und noch weiter zunehmen wird, aber scharf und deutlich hebt er die Grenzlinie hervor, über die hinaus keine Erkenntnis führt. Vor Überschätzung unserer eigenen Geistesfähigkeiten warnt er mit dem Hinweis, daß wir so Großes nur erreichen konnten, weil wir auf dem weiterbauen durften, was der Geist der Vorfahren bereits erarbeitet hatte. Und dem zu kühnen Ausblick in das Unendliche menschlicher Erkenntnisse stellt er die nackte Tatsache entgegen, daß wir jenem Geheimnisvollen, dem der Menschengeist im Unendlichen entgegenstrebt, mit all unseren Entdeckungen noch um keinen Schritt näher gekommen sind. Selbst die Summe unserer wirklichen Kenntnisse soll uns nicht blenden, denn vieles finden wir nur wieder auf, was man schon früher wußte, und so manches, was früher bekannt war, wissen wir nicht mehr. So lassen sich unsere neuzeitlichen Bauten nimmer mit jenen Denkmälern vergleichen, deren Reste uns in Ägypten, Indien, Griechenland und Amerika in Staunen setzen. Was ist unsere Kunst im Vergleich zu der in Athen, was sind unsere Gelehrten im Vergleich zu den alexandrinischen und indischen Denkern? Wo bleiben unsere Dichter neben Valmiki, Kalidasa, Homer und Pindar?

Im Grunde genommen haben wir nur anderes, nicht Höheres entdeckt als die Alten. Wir können

uns keiner großen Errungenschaften rühmen, die auch sie erstrebt, aber nicht erreicht hätten. Nur unsere Kritik ist unbestreitbar besser, als die unserer Altvordern. Aber Kritik ist kein wirklicher Zuwachs.

Was das staatliche Leben anbetrifft, so weist Gobineau nach, daß unsere ganzen verfassungsrechtlichen und freiheitlichen Bestrebungen nur ein Widerspiel sind von dem, was sich einst in Athen und Rom zutrug. Selbst die feinsten Parteiabschattungen unserer Tage zeigten sich schon im alten Rom, und auch der Sozialismus hat seinen Vertreter gefunden in dem gallischen Cäsar C. Junius Posthumus mit seinem Ausspruch: Dives et pauper, inimici! Belehrend für diese Vergleiche sind besonders die Briefe Ciceros, jenes gemäßigten Torys, und die Komödien des Aristophanes. Die Sklaverei der Alten bedingt keinen wesentlichen Unterschied. Denn die Sklaven spielten in der damaligen Gesellschaft dieselbe Rolle wie unsere Arbeitermasse. Die allgemeinen Menschenrechte wurden ebenso glühend gepredigt wie heute, und der Glaube an die Unübertroffenheit der griechisch-lateinischen Zivilisation und ihre Entwicklungsfähigkeit ins Unendliche beherrschte die Gemüter der Alten in demselben Maße wie die unserigen. Und damals wie heute bildeten den Hauptbestandteil der Bevölkerung jene Gleichgültigen, jene übersättigten Wesen, die sich mit den staatlichen Unruhen, so gut es ging, abfanden und nur Bewunderung hegten für die ihnen gebotenen, ihren Vätern unbekannten stofflichen Genüsse. Endlich gibt es heute auch keine Staatsform, die nicht ihr Vorbild bei andern Völkern fände.

Und nun unsere Sitten! Sie sollen milder sein als ehedem. Und dennoch herrscht das blutige Recht des Krieges ungeschwächt weiter! Der Glaube an den ewigen Weltfrieden, der vielfach als Errungenschaft der Neuzeit angesehen wird, ward schon von

Seneka hochgehalten; bewährt hat er sich bis jetzt ebensowenig in alter wie in neuer Zeit. Auch kann man zugeben, daß wir reine und edle Grundsätze haben; aber die Ausführung entspricht ihnen nicht.

So wird denn die menschliche Vervollkommnungsfähigkeit in keinem wesentlichen Punkte durch den heutigen Zustand der Zivilisation bewiesen. Der Mensch hat vielleicht vieles zugelernt, aber auch vieles vergessen. Er hat seinen Sinnen keinen neuen Sinn, seinen Gliedern kein neues Glied hinzugefügt, noch seinen Geist um eine Fähigkeit bereichert. Er schwebt nur augenblicklich an einer andern Stelle des Kreises, der ihm zur Bahn bestimmt ist.

Welches sind denn nun die großen Erfindungen der Neuzeit, die Säulen unserer Zivilisation? Da ist zunächst die Buchdruckerkunst. Aber sie ist nichts Wesentliches, sondern nur ein Mittel und kann in der Hand des Bösen ebensoviel Böses wirken, als Gutes in der Hand des Guten. Sie ist an sich also keine Gewähr für die günstige Entwicklung unserer Zivilisation.

Und was das Schießpulver anbelangt, so wird es eines weitläufigen Beweises nicht bedürfen, um festzustellen, daß es nicht unbedingt zur Rettung der menschlichen Gesellschaft erfunden ist; obgleich es wahrscheinlich weniger leicht in Vergessenheit geraten wird als die Buchdruckerkunst.

Die Dampfkraft endlich und alle großen gewerblichen Entdeckungen sind gleichfalls nichts anderes als großartige Mittel. Ihre tatsächliche Verwertung kann noch lange als handwerksmäßige Fertigkeit weiterbestehen, wenn die geistige Bewegung, welche sie hervorgebracht hat, für immer zum Stillstand gekommen und das Geheimnis des erfindenden Geistes längst verloren gegangen ist. Auch sei daran erinnert, daß das äußerliche Wohlbefinden immer nur als ein unwesentliches Anhängsel der Zivilisation gelten darf.

Alle zivilisierten Völker, die vor uns lebten, haben, wie wir, geglaubt, sich durch ihre unvergeßlichen Entdeckungen an dem Felsen der Zeit festgeklammert zu haben. Alle haben an die Unsterblichkeit ihrer Werke geglaubt, auch jene Inkas in Peru, deren Prachtstraßen noch heute bestehen. Sie hatten ihre Wissenschaften, ihre Maschinen, deren Arbeiten wir bewundern, ohne ihr Geheimnis zu erraten. Auch sie verstanden, ungeheure Lasten fortzubewegen, um wahrhaft zyklopische Festungsmauern aufzuführen. Wir wissen nichts von den Mitteln, mit denen ihre Baumeister so gewaltige Aufgaben lösen konnten. Und doch hat ein Flügelschlag der Zeit genügt, um ihre ganze Zivilisation über den Haufen zu werfen.

Verwechseln wir also nicht die Ergebnisse einer Zivilisation mit ihren Ursachen. Die Ursachen schwinden, und ihre Ergebnisse geraten in Vergessenheit, wenn eben der Geist verschwindet, der sie entstehen ließ. Nur bisweilen bemächtigt sich ihrer ein anderer, neuer Geist, der sich ihrer annimmt und ihnen oft eine andere Richtung gibt, als sie vorher hatten. Die menschliche Erkenntnis flackert beständig hin und her, eilt von einem Punkt zum andern, besitzt keine Allgegenwart, überschätzt den Wert dessen, was sie gerade festhält, und vergißt, was sie losläßt. Fest gekettet in dem Kreise, den niemals zu überschreiten sie verurteilt ist, kann sie immer nur einen Teil ihres Gebietes befruchten, indem sie einen anderen dafür brach liegen läßt, und steht so immer zugleich höher und tiefer als in früheren Zeitabschnitten. Die Menschheit schreitet also niemals über sich hinaus und ist nicht in das Unendliche vervollkommnungsfähig.

Kapitel XIV.

Fortsetzung des Beweises von der geistigen Ungleichheit der Rassen. Die verschiedenen Zivilisationen stoßen sich gegenseitig ab. Gemischte Rassen haben auch gemischte Zivilisationen.

Wenn die Menschenrassen untereinander gleich wären, so würde die Erdfläche einen von gleichmäßiger Kultur prächtig belebten Anblick gewähren. Zu derselben Zeit, wo die alten Sanskritvölker mit den Waffen der Religion und des Schwertes das nördliche Indien mit Saatfeldern, Städten, Palästen und Tempeln bedeckten, wo das erste assyrische Reich die Gefilde des Euphrat und Tigris mit prächtigen Bauwerken schmückte, hätte an der afrikanischen Küste bei den Negerstämmen mit prognathem Gesichtsschnitt ein Kulturstaat entstehen müssen, gleich klug in seinen Einrichtungen wie mächtig in seinen Erfolgen. Die in sich einheitliche Menschheit hätte der Erde in gleichmäßiger Weise ihren Adel aufgeprägt, hätte überall gleiche Gesellschaften gegründet, und bald hätten alle Völker der Erde, in völliger Uebereinstimmung ihrer Anschauungen und Bedürfnisse, jene enge Berührung gesucht und gefunden, die für den Fortschritt der Zivilisation so unerläßlich und so segensreich ist.

Wohl hätten gewisse Stämme, welche durch einen unglücklichen Zufall unter einen unfruchtbaren Himmelsstrich verschlagen wären, härter und länger kämpfen müssen als die andern. Aber kraft der ihnen innewohnenden geistigen Macht hätten sie schließlich, wie die Dänen, Norweger und Isländer, die rauhen Schwierigkeiten des Nordens überwunden, in Gebirgsländern hätten sie wie die Schweizer als Hirten die Vorteile ihres

Bodens ausgenutzt oder wie die Bewohner von Kaschmir im Gewerbe Ersatz gesucht für das, was der Boden ihnen versagte. Und wäre im alten Vaterlande ein gedeihliches Fortkommen gar nicht möglich gewesen, so würden sie sich eben ein anderes, fruchtbares Plätzchen gesucht haben; denn die Welt war groß. Dann hätten alle Völker auf Erden, im gleichen Besitze aller geistigen und sachlichen Güter, trotz vorübergehender Feindschaften, Bürgerkriege und Aufstände, der unvermeidlichen Störer des Menschenglücks, schließlich ein Gleichgewicht ihrer Bestrebungen herstellen können. Und damit wäre der Traum des großen Weltenbundes, des ewigen Friedens seiner Verwirklichung entgegengeführt worden; d. h. wenn wirklich alle Rassen nach Art und Stärke gleiche Fähigkeit besäßen.

So aber blieb es nur ein Traum! Die kulturfähigen Völker haben zwar von jeher die minderwertigen unterworfen, doch niemals gelang es ihnen, sie durch bloßes Beispiel für die Kultur zu gewinnen. Wo der innere Antrieb fehlte, versagte jeder Antrieb von außen. Spanien und Gallien sahen hintereinander die Phönizier, Griechen und Karthager blühende Siedelungen an ihren Küsten errichten: Sie blieben unberührt von ihrer Kultur! Und erst, als die Römer ihr Zivilisationswerk durch zahlreiche Militärsiedelungen unterstützten, da wirkte Blutmischung, was bloßes Beispiel nicht erreichen konnte.

Die Indianer in Nordamerika sehen und fühlen die Überlegenheit der europäischen Kultur. Sie machen sich keine Hoffnung, jemals wieder Herren in ihrem Lande zu werden. Dabei bemühen sich die Europäer, die Rothäute für ihre Zivilisation zu gewinnen: Vergeblich! Trotz der zutage liegenden Vorteile weisen diese jede Gemeinschaft zurück. Das Blut schreit dagegen, und so wollen sie lieber sterben! Die Spanier in Südamerika kümmern sich weniger um die Ein-

geborenen. So leben sie dort ziemlich unbelästigt weiter.

Aber nicht nur die Wilden sind der Zivilisation unzugänglich. Wir erleben dasselbe Schauspiel bei den schon etwas aufgeklärteren Bevölkerungen von Algier, Indien und Batavia (Java); gewiß ein schlagender Beweis für die völlige Verschiedenheit der Rassen!

Erscheint nun der Zustand der Barbarei bei gewissen Völkern unabänderlich, so dürfte man doch schwanken, ob man ihn stets und unter allen Umständen für ursprünglich zu halten habe. Es gibt nämlich vollkommen verwilderte Stämme, die aber bei bestimmten Gebräuchen des persönlichen oder öffentlichen Lebens Formen anwenden, die heute sinnlos erscheinen, die aber auf einen ursprünglich höheren Gedankenkreis hinweisen. Das gilt z. B. von jenen Rothäuten, deren Vorfahren, wie man annimmt, einst die Niederlassungen der Urbewohner der Alleghanys geschaut haben. Ähnliches kann man bei den Eingeborenen der Marianneninseln beobachten. Ein derartiger Zustand kann entstehen, wenn ein Volk von der Schaffenskraft eines verwandten Stammes erfaßt wird, sich vor ihm beugt und gewisse Handhabungen von ihm annimmt. Wenn dann der herrschende Stamm entweder vertrieben oder von dem an Zahl bei weitem überlegenen minderwertigen Stamme allmählich mit seinem Blute aufgesaugt wird, so hält eben der letztere gewisse, ihm an sich fremde Errungenschaften fest. Das kann aber nur zwischen blutsverwandten Völkern vorkommen. So verhielten sich z. B. die Assyrer gegenüber den chaldäischen Schöpfungen, sowie die Kelten, Iberer und Illyrier zu den römischen. Wenn demnach die Cherokesen und andere ihnen verwandte Indianerstämme noch einen Hauch vom Geiste der Alleghany-Bewohner verraten, so schließt Gobineau daraus nicht, daß sie gerade und reine Nachkommen dieser schöpferischen

Rasse sind; denn sonst müßte er zugeben, daß eine zivilisierbare Rasse diese Eigenschaft verlieren könnte. Sondern die Cherokesen hängen nur sehr mittelbar und weitläufig mit der alten herrschenden Rasse zusammen. Andernfalls könnten sie nicht in den Zustand der Wildheit zurückgefallen sein.

Die Bewohner der Karolinen, welche sich durch ihre Webekunst und andere Fertigkeiten vor den übrigen Polynesiern auszeichnen, verdanken diese Vorzüge lediglich der Beimischung malaiischen Blutes, das sie in ihren Adern haben.

Wenn man also bei einem wilden Volke Spuren von Zivilisation findet, so beweist das nicht, daß das Volk jemals zivilisiert war. Es hat vielmehr unter der Herrschaft oder auch nur in der Nachbarschaft eines verwandten, geistig überlegenen Stammes gelebt und von ihm gewisse Äußerlichkeiten gelernt. Demnach stellt Gobineau folgende Behauptungen auf:

Erstens: Die heute wilden Stämme sind immer wild gewesen und werden es immer sein.

Zweitens: Damit ein wilder Stamm überhaupt in einem zivilisierten Umkreis leben könne, muß der edlere Stamm mit ihm verwandt sein.

Drittens: Dasselbe Verhältnis ist nötig, wenn verschiedene Zivilisationen sich kräftig einander beeinflussen oder andere, aus ihren Bestandteilen zusammengesetzte Zivilisationen hervorbringen sollen.

Viertens: Zwei Zivilisationen, die aus völlig fremden Rassen hervorgegangen sind, können sich nur an der Oberfläche berühren, durchdringen einander nie, sondern schließen sich immer aus.

Letzteren Satz rechtfertigt Gobineau, indem er zunächst die griechische und persische Zivilisationen, die soviel äußere Berührungspunkte hatten, in ihrer einander ausschließenden Wirkung gegenüberstellt. Allerdings bildete sich in der Diadochenzeit ein Mittelding asiatisch-hellenistischer Kultur heraus, welches

an der asiatischen Küste und bei den hellenisierenden Bewohnern Ägyptens die Regel bildete. Aber in jenen Ländern wohnte eben eine Mischbevölkerung aus griechischen, syrischen und arabischen Bestandteilen, deren Kultur natürlich gleichfalls einen Ausgleich darstellte. Da, wo die Rassen getrennt blieben, gab es keinen Ausgleich; jedes Land bewahrte die Sitten seines Stammes.

Daher war auch, bis in die letzten Tage des römischen Reiches, die im Osten herrschende Mischlingszivilisation mehr asiatisch als griechisch geworden, weil die Masse eben mehr asiatisches als griechisches Blut hatte. Allerdings tat sich diese Bildung etwas auf hellenistische Formen zugute, aber der Kern der ganzen alexandrinischen Schule wie der syrischen Rechtsgelehrsamkeit war überwiegend östlich gerichtet.

Eine eingehende Würdigung läßt Gobineau darauf der von den Muhammedanern bis nach Spanien verbreiteten arabischen Zivilisation zuteil werden. Sie ist im Grunde nichts anderes, als die griechisch-syrische Zivilisation, nur verjüngt und neu belebt durch einen frischeren, wenn auch beschränkten Geist. Sie konnte da Boden fassen, wo sie griechisch-asiatische Blutmischung vorfand, versagte aber gänzlich gegenüber der abendländischen Bevölkerung, obgleich es sich viele vornehme Christen nicht nehmen ließen, ihre Söhne in Cordova studieren zu lassen. Auch hier zeigte sich, daß Zivilisationen fremder Völkergruppen sich niemals vermischen, außer durch Vermittlung des Blutes.

Der Europäer wird niemals den Neger zivilisieren und kann dem Mulatten nur ein Bruchstück seiner Fähigkeiten übertragen. Mischt sich der Mulatte noch einmal mit weißem Blut, so entsteht ein Mischungsergebnis, das zwar der weißen Rasse wieder etwas näher steht, aber noch lange nicht mit ihr zusammenfällt. Auch das beweist die Ungleichheit der geistigen

Befähigung der Rassen. Um etwaigen Einwänden zu begegnen, hebt Gobineau hervor, daß er hierbei nicht an den sittlichen und geistigen Wert der Einzelpersönlichkeiten denkt. Besonders in betreff der sittlichen Befähigung betont er ausdrücklich, daß alle wilden Stämme an dem Segen des Christentums teilzunehmen berufen und befähigt sind. In geistiger Beziehung hütet er sich wohl, zu sagen, daß jeder Neger dumm sei, schon darum, weil der Widersinn der umgekehrten Behauptung, daß jeder Europäer klug sei, zu sehr in die Augen springt. Er gibt gern zu, daß einige Negerhäuptlinge mit weiterem Gesichtskreis und schärferem Verstande begabt sind, als viele unserer Bauern und selbst Bürger mit Durchschnittsbildung. Was er sagt, bezieht sich eben nicht auf einzelne Persönlichkeiten, sondern auf die Massen.

So erscheint denn die ganze Menschheit eingeteilt in eine Reihe von Gruppen, geordnet nach dem Höhengrad der geistigen Befähigung. Ihre Zusammengehörigkeit und Einheit beruht auf zwei Tatsachen: Erstens auf der annähernden Ähnlichkeit der hauptsächlichen körperlichen Merkmale, und zweitens auf der gemeinsamen Fähigkeit, Empfindungen und Gedanken durch Anwendung der Stimme zum Ausdruck zu bringen. Die erstere Tatsache ist bereits Gegenstand ausführlicher Erörterungen gewesen. Die zweite soll Anlass zu der Untersuchung geben, in welchem Verhältnis die innere Kraft eines Volkes zum Wert seiner Sprache steht.

Kapitel XV.

Die Sprachen, einander ungleich, stehen in vollkommener Übereinstimmung mit dem größeren oder geringeren Werte der Rassen.

Wenn man sich ein Volk denken wollte, das geistig auf der niedrigsten Stufe stände, daneben aber eine

ungewöhnliche Begabung für Sprachbildung zeigte, so würde man sich erstaunt fragen: Wozu die Gabe, die dem Volke bei seinem geistigen Tiefstand ja zu nichts nutze ist? Man würde darin eine widersinnige Laune der Natur erkennen. Und doch könnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob die Natur solchen Launen nachgebe. Denn betrachten wir nur die Sprachen der jetzt lebenden Völker Europas, so sind sie unzweifelhaft ungleich an Wert und Schönheit, aber die schönsten gehören durchaus nicht immer den am meisten vorgeschrittenen Völkern an. Vergleicht man außerdem die lebenden Sprachen mit denen, die einst eine Bedeutung als Weltsprache erlangten, so stehen die ersteren ausnahmslos an Wert zurück. Und man sieht andererseits ganze Gruppen von Völkern, welche mit ihrer Kultur bedenklich im Rückstand geblieben sind, dennoch im Besitze wertvoller Sprachen. Glücklicherweise ergibt sich bei näherem Zusehn, daß diese Verschiedenheit der Sprachen, im geschichtlichen Licht betrachtet, dennoch vollkommen in Übereinstimmung steht mit der Lehre von der Verschiedenheit der Rassen.

Die ersten Sprachforscher begingen einen doppelten Irrtum: Erstens nahmen sie fälschlich an, daß, wie die Menschen selbst nach der Lehre der Einheitler, so auch die Sprachen auf einen einheitlichen Ursprung zurückgingen. Zweitens schrieben sie die Erfindung der Sprache dem bloßen Einflusse der stofflichen Bedürfnisse zu. Hinsichtlich des ersten Punktes ist gar kein Zweifel erlaubt! Die altaische, arische und semitische Sprachenfamilien entspringen völlig ungleichen Quellen. Wortschatz, Laut- und Satzbildung, Biegung und Abwandlung des Zeitwortes weichen ganz voneinander ab. Der Mensch an sich, der „absolute" Mensch, den sich der Philosoph zurechtdenkt, um den Ursprung der Sprache an ihm zu ergründen, ist eben ein Unsinn. Gobineau will allenfalls

einen finnischen, arischen und semitischen Urmenschen anerkennen, wobei er in der glücklichen Lage ist, für diese Auffassung des Sprachenursprungs sich auf keinen Geringeren als W. v. Humboldt berufen zu können.

Der zweite Grundsatz jener Sprachforscher ist nicht minder falsch. Danach hätte die Sprache sich nur im Verhältnis der stofflichen Bedürfnisse, im Drange der körperlichen Not entwickelt. Wäre das richtig, so müßten die Sprachen der männlichen Rassen gehaltvoller, bündiger und reicher sein als die der weiblichen, und da die stofflichen Bedürfnisse sich auf sinnfällige Gegenstände und Taten beziehen, so wäre das Wörterbuch die Hauptsache bei den Sprachen. Die Satzbildung wäre nie über die ursprünglichsten Verbindungen hinausgekommen. Eine Verkettung mehr oder weniger gut verbundener Laute genügt noch immer, um ein stoffliches Bedürfnis auszudrücken, und eine passende Gebärde kann das, was unklar bleibt, leicht ergänzen, wie das die Chinesen sehr wohl verstehen. Dagegen würden Wohllaut und Ebenmaß unentwickelt geblieben sein in einer Sprache, die nur sachlichen Bedürfnissen genügen will. Eine solche Sprache wäre dann ein gedankenloses, zufälliges Gemengsel gleichgültig angewandter Laute geworden.

Dagegen zeigt Gobineau in einer ausführlichen Besprechung, daß selbst das Chinesische, welches von allen Kultursprachen am meisten diejenigen Fehler aufweist, die aus der Bevorzugung rein sachlicher Rücksichten hervorgehen, dennoch auch durch eine hinreichende Pflege des Wohllautes und der inneren Geschlossenheit verschönt ist. Daraus folgt, daß nicht ausschließlich stoffliche Bedürfnisse über der Wiege der Sprachen geschwebt, sondern daß gerade die herrlichsten Fähigkeiten des Menschen, wie Schönheitssinn und Denkfreudigkeit, als Paten dabeigestanden haben.

Und wieder ist es Humboldt, der mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn bemerkt hat, daß die Sprache kein Werkzeug in der Hand der Menschen ist, welches sie willkürlich abändern können. Auf das engste verknüpft mit ihrem Geisteszustand steht sie über ihren Launen. Die willkürliche Änderung oder die Erfindung einer neuen Sprache ist noch keinem Volke gelungen, wenn es auch an Versuchen der Art nicht gefehlt hat. Wo scheinbare Erfolge erreicht sind, da zeigt es sich stets, daß das Wichtigste, wie Wort- und Satzbildung, einer lebendigen Sprache entlehnt sind. So gelangt denn Gobineau über das Wesen der Sprache zu derselben Auffassung, die schon Karl Otfried Müller in seinen „Etruskern" entwickelt hatte, wonach die Sprache nur der genaueste Ausdruck der geistigen Art einer Rasse ist und schon von ihrer ersten Offenbarung an im Keime die notwendigen Mittel besessen hat, um die mannigfaltigen Züge dieses Geistes auf seinen verschiedenen Stufen wiederzuspiegeln. So sahen wir, wie die chinesische Sprache dem eigenartigen Geiste dieses Volkes entsprach. Die üppige Fülle philosophischer und theologischer*) Ausdrücke im Sanskrit, wie auch dessen reiches, schönes Ebenmaß steht wiederum in Übereinstimmung mit der Eigenart der Sanskritvölker. Damit vergleichbar ist das Griechische, während in den semitischen Sprachen der Mangel an Bündigkeit zum Wesen dieser Familien stimmt.

Doch gehen wir über auf die Entstehung der neueren Sprachen. Sobald eine Mischung von Völkern stattgefunden hat, erleiden auch ihre Sprachen unvermeidlich eine Umwälzung. Sie ändern sich und schwinden nach kurzer Zeit. Die neue Mundart aber, die sie ersetzt, ist ein Ausgleich zwischen den verschwundenen Arten, so daß jede Rasse einen größeren oder

*) Gobineau schreibt „ethnologiques".

kleineren Anteil dazu beiträgt, je nach der Größe ihrer Blutbeteiligung an der entstehenden Gesellschaft. Diese Wahrheit hatte schon Kämpfer um das Jahr 1700, also vor der Begründung der eigentlichen Sprachwissenschaft, erkannt. Bei unseren abendländischen Bevölkerungen haben, seit dem 13. Jahrhundert, die germanischen Mundarten nicht vor dem Lateinischen, sondern dem Romanischen weichen müssen, in dem Maße wie die gallisch-römische Macht sich von neuem erhob. Das Keltische dagegen war der Zivilisation Italiens keineswegs erlegen, da wo es sich vor seinen Siedlern gerettet hatte. Und so trug es schließlich, dank der großen Zahl derer, die es noch sprachen, mehr als einen halben Sieg davon. Denn es hatte, als die Verschmelzung der Kelten, Römer und Normannen vollzogen war, der neuen Sprache seine Satzbildung aufgeprägt, hatte die rauhen Spracheigenheiten des Germanischen und den lebhaften Wohlklang Italiens gedämpft und dem ziemlich matten Tonfall, den es selbst besaß, zum Siege verholfen. Die Ursachen, welche das heutige Deutsch der klangvollen, im Ulfilas erhaltenen Formen des Gotischen beraubt haben, sind nach Gobineau ebenfalls einer starken keltischen Beimischung zum Germanischen zuzuschreiben. Also jede Beimischung einer fremden Sprache wird mindestens den Wortschatz, dann aber, je nach der völkischen Kraft, die sie darstellt, auch die Klangfarbe und endlich die Satzbildung der Ursprache beeinflussen, so dass die Sprache als eines der zartesten und gebrechlichsten Werkzeuge der völkischen Eigenpersönlichkeit erscheint. Selbst eine edle und feingebildete Sprache kann durch ihre Verbindung mit einer geringwertigen Mundart in einen Zustand der Barbarei zurücksinken. So erging es dem Walachischen und Rhätischen, dem Kawi und dem Birmanischen. Die beiden letzteren Sprachen tragen nämlich Sanskritbestandteile in sich und gelten trotz

dieser vornehmen Verwandtschaft heute doch für minderwertig gegenüber dem Delawarischen. Im Schlepptau der indischen Kultur haben sie nämlich einen gewissen äußeren Schliff angenommen, der aber doch den wertvolleren Kern der Delawarensprache nicht aufwiegt.

Wir haben schon früher gesehen, daß menschliche Zivilisationen sich in doppelter Richtung, als männliche oder weibliche, zu entwickeln pflegen. Während wir Europäer uns durch einen auf das Zweckmäßige gerichteten Geist, durch Kritik und Gelehrsamkeit auszeichnen, war bei den alten Hindus und den Griechen der dichtende und weltbetrachtende Sinn höher entwickelt. Sind wir mit größerer Tatkraft ausgestattet, so müssen wir dafür im Gebiete des Schönen zurückstehen. Und so bemerken wir auch, daß dieses Verhältnis zwischen den verschiedenen Stämmen sich in ihren Sprachen getreulich widerspiegelt und daß daher ihre Vergleichung besonders wertvoll ist, um die künstlerische Veranlagung gewisser Völker zu prüfen.

Einen eigentümlichen Widerspruch gegen obiges Gesetz will W. v. Humboldt („Über die Kawisprache") in dem Verhältnis der Inkas in Peru zu den Azteken in Mexiko entdecken. Die höhere Zivilisation weist er nämlich den Inkas zu, während die Azteken die vollendetere Sprache besitzen sollen. Überaus fesselnd ist es, wie Gobineau diesen Widerspruch, der Humboldt unlöslich schien, beseitigt, indem er nachweist, daß seine Ursache in Humboldts ungenauer Bestimmung des Begriffes der Zivilisation zu suchen sei. Bei Anwendung der Gobineauschen Bestimmung schwindet jeder Widerspruch, denn nach ihr ist die Kultur der Azteken ihrer Sprache entsprechend höher einzuschätzen als die der friedlicheren Inkas.

Auf dieser Übereinstimmung zwischen Sprach- und Rassenwert beruht die heutige Sprachwissenschaft, insofern sie nicht bloß die Abstammung, sondern auch

den Wert der Rassen festzustellen sucht. Doch bedenke man, daß an der Entwicklung der einzelnen Völker und Sprachen, die uns geschichtlich bekannt sind, so viele und mannigfaltige Zufälligkeiten mitgewirkt haben, daß für die reine Sprachvergleichung, wenn sie fehlende Geschichtskenntnis auf eigene Hand ergänzen will, die Gefahr der Irrtümer und Fehlschlüsse sehr groß wird. Wie viele Völker haben nicht die Sprache ihrer Besieger angenommen, wenn sie der neuen Sprache auch etwas von ihrem Geiste einzuflößen verstanden? Dahin gehören die Völker Westasiens, welche nach Alexander dem Großen die griechische Sprache annahmen, dahin auch die Gallier. Andere, wie die Basken, die Berber des Atlas und die Ekhili Südarabiens, halten mit größter Hartnäckigkeit die Sprache ihrer Väter fest, wie sie in grauer Vorzeit gesprochen wurde, während die Juden z. B. seit der ältesten Zeit die größte Gleichgültigkeit gegen ihre Sprache zeigten und sie wechselten, wie man die Kleider wechselt. Abraham, der mit seinem Vater Thara aus Ur in Chaldäa kam, hatte sicherlich dort nicht die kanaanäische Sprache gelernt, welche die Volkssprache der Kinder Israels wurde. Nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft hatten die Scharen Serubabels die Glut ihrer Vaterlandsliebe bewahrt: Ihre Sprache hatten sie an den Flußufern Babylons vergessen, in kaum 70 Jahren! In dem neu aufgebauten Jerusalem sprach die Menge ein aramäisches oder chaldäisches Kauderwelsch, vielleicht durchsetzt mit der alten Mundart ihrer Väter, und zur Zeit Christi leistete diese Sprache einer neu eindringenden griechischen Mundart nur noch mühsamen Widerstand. Nach der Zerstörung Jerusalems galt die fälschlich hebräisch, richtiger kanaanäisch genannte Sprache hinfort als eigenvölkisch, wenn auch nur von den Priestern beherrscht. Für den Verkehr des täglichen Lebens bedienten sich die Juden der Sprache der Länder, in denen sie wohnten. So

bieten die Juden einen sprechenden Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß man nicht immer auf den ersten Blick eine Übereinstimmung zwischen einer Rasse und der Sprache, die sie spricht, voraussetzen darf; denn diese Sprache gehört ihr möglicherweise nicht ursprünglich an.

Nächst den Juden wären die Zigeuner in dieser Hinsicht zu erwähnen. Aber immerhin sind das nur Ausnahmen, welche die Gelehrten der Sprachvergleichung zur Vorsicht mahnen. Im allgemeinen bleibt doch als Wahrheit bestehen, daß die Sprachen dem Geiste des Volkes gleichen, welches sie schuf, und daß sie sich in dem Maße wandeln, wie sich das Blut des Volkes wandelt; daß ferner die Rolle, welche sie bei der Entstehung der von ihnen abgeleiteten Mundarten spielen, der zahlenmäßigen Stärke der Rasse entspricht, mit welcher diese in die neue Mischung hineingelangt, kurz, daß in der Regel kein Volk eine Sprache besitzen kann, die wertvoller ist, als das Volk selbst.

Gobineau erscheint dieses Ergebnis zu wichtig, um es nicht noch durch ein anderes Beispiel zu erhärten. Er hat oben nachgewiesen, daß in den europäischen Staaten mit gemischter Bevölkerung nicht die ganze Masse von derselben Zivilisation durchdrungen sei, so in Frankreich beispielsweise nur 10 von 36 Millionen Einwohnern, und hat daran sogar die Behauptung geknüpft, daß in den übrigen europäischen Staaten, mit Ausnahme von England, das Verhältnis noch ungünstiger wäre. Er will nun auch bei dieser Untersuchung Frankreich als Durchschnittsland prüfen, um festzustellen, daß der ungleiche völkische Wertstand dieses Landes sich decke mit den verschiedenen Eigenschaften seiner Mundarten.

Wieder überaus fesselnd und belehrend ist die Art, wie Gobineau die beiden Hauptzweige der französischen Sprache, das eigentlich Romanische oder

die langue d'oc einerseits und die langue d'oïl andererseits sich vor unsern Augen entwickeln läßt. Wohl erkennt er die geschmeidige, feine, geistreiche und etwas spöttische Sprache der Südfranzosen an. Sie hat Glanz, aber keine Tiefe; Flitter, aber kein Gold; sie hat in all den Minen, aus denen sie Reichtum ziehen konnte, immer nur an der Oberfläche kümmerliche Lese gehalten. So war einst die romanische Sprache, und so findet man sie noch heute. Sie ist hübsch, nicht schön, und man braucht sie nur näher zu prüfen, um zu sehen, wie wenig sie für den Dienst einer großen Zivilisation geeignet ist. Sie entspricht aber ganz dem Wesen der Südfranzosen, welche mit Vorliebe an Vergnügungen und an glänzendem Scheine hängen.

Wie schwillt unserem Normannen dagegen das Herz, wenn er von der schönen und kräftigen Nordsprache redet, welche als langue d'oïl im Anfang des 13. Jahrhunderts in Blüte stand, um bald infolge staatlicher Umwälzungen zu zerfallen! Sie stand einst dem Germanischen nahe, sie besaß, wie das Sanskrit, das Griechische und das Deutsche, die allerdings beschränkte Fähigkeit, zusammengesetzte Wörter zu bilden und die Hauptwörter durch Endungen zu beugen, und zeigte infolgedessen eine Leichtigkeit in der Wortstellung, die im späteren Französisch ganz verloren ging. Mit dieser Nordsprache konnte Littré den gelungenen Versuch machen, vom ersten Gesange der homerischen Ilias eine wörtliche Übersetzung zu geben, was mit dem heutigen Französisch unmöglich ist. Diese Sprache fand auch den richtigen Ausdruck für bürgerliche Freiheit und Würde, und ihre Literatur sammelte nicht Launen des Geistes und des Herzens, sondern die Denkmäler der vaterländischen Geschichte. In ihrer Vorliebe für letztere und überhaupt für das Nützliche haben die Dichter ebenso wie die Sammler dieser Dichtungen freilich die Schönheit der

äußeren Form vielleicht etwas vernachlässigt. Jedenfalls stehen auch hier, was für unsere Frage die Hauptsache ist, die Rasse, ihre Sprache und Literatur in vollkommener Übereinstimmung miteinander, wie sie andererseits einen schroffen Gegensatz zum Volk und zur Sprache der Südfranzosen bilden.

Und diese edle normännische Sprache, welche die Anlagen zu noch größerer Vervollkommnung in sich trug, geriet schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in Verfall. Im 15. Jahrhundert war es nur noch eine Mundart, deren germanische Bestandteile fast ganz verschwunden waren. Was von diesem vergeudeten Schatz noch übrig war, erschien fortan inmitten der überwiegenden Fortschritte des Keltischen und Lateinischen als Regelwidrigkeit, die man als Barbarei zu beseitigen trachtete. Aber in gleichem Schritt mit dieser Entwicklung hatte auch der germanische Volksteil, weit weniger reichlich als der gallische Untergrund und die römische Beimischung, allmählich seinen festen Bestand im Blut der Bevölkerung verloren.

Dann kam die Wiederaufnahme der klassischen Studien im 16. Jahrhundert, wo man die zerrüttete Sprache mit Hilfe der alten Sprachen zu vervollkommnen strebte. Vergebliches Bemühen! Die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts zeigten mehr Verständnis, indem sie es aufgaben, die natürliche Entwicklung der Sprache zu meistern, und sich begnügten, sie in ihrem eigenen Geiste und in den Formen, welche dem vorherrschenden keltischen Stamme am natürlichsten waren, bessernd zu entwickeln. So beruhen auch die noch heute bestehenden Mundarten auf Abweichungen in der Blutmischung der betreffenden Provinzen. Die pikardische Mundart, verwandt mit der flamländischen, ist reichlich mit germanischen Bestandteilen durchsetzt. In den zwischen Seine und Loire heimischen Mundarten überwiegt der keltische Einfluß, ja im Burgundischen,

im Waadtland und in Savoyen zeigt sogar der Wortschatz noch Spuren des Keltischen, die sich im Französischen, mit seinem volkslateinischen Wortbestand, nicht finden.

Was hier von der französischen Sprache gesagt ist, gilt auch von den anderen europäischen Sprachen. Ihre Veränderung ist nicht, wie man gemeinhin sagt, das Werk der Jahrhunderte. Wäre das richtig, so müßte das Ekhili, das Berberische, das Baskische und auch das Niederbretonische in ihrer alten Form längst verschwunden sein; und sie leben noch seit Anbeginn unverändert fort. Umgestaltungen der Sprachen vollziehen sich demnach ganz augenscheinlich nur bei gleichzeitiger Umgestaltung der Rassen.

So läßt sich denn mit vollem Recht behaupten, daß die Sprachvergleichung alle Beobachtungen der Naturwissenschaft und der Geschichte in bezug auf die Rassen bestätigen muß. Doch sind ihre Feststellungen für sich allein so zarter und feiner Natur, daß man sich nicht immer bedingungslos darauf stützen darf, um einen sicheren Schluß zu ziehen. Diese Vorsicht ist aber nur geboten, wenn es sich um einen einzelnen Zweig eines großen Stammes handelt. Ein Zweig kann nämlich wohl seine Sprache tauschen, wie die Juden es mehrmals taten, aber die Gesamtheit der semitischen Stämme wird ihre angeborenen Mundarten niemals preisgeben und deshalb der Sprachvergleichung einen Boden für ziemlich sichere Schlüsse gewähren. Es empfiehlt sich also, für die Völkerkunde die Beihilfe der Sprachwissenschaft dankbar anzunehmen.

Als Gesamtergebnis seiner Betrachtungen über Sprachen und Rassen stellt Gobineau demnach den allgemeinen Grundsatz auf: Die Rangordnung der Sprachen entspricht der Rangordnung der Rassen.

Kapitel XVI.

Rückblick; bezeichnende Merkmale der drei großen Rassen im Verhältnis zueinander; Überlegenheit der weißen Rasse und in ihr wieder der arischen Familie.

Fassen wir zum Schluß den Gang der bisherigen Untersuchung noch einmal kurz zusammen. Nachdem Gobineau zuerst den Gattungsbegriff des Menschen in seinen Beziehungen zu den übrigen Tierarten festgesellt hatte, ging er daran, unter den Menschen drei deutlich getrennte Rassen rein naturwissenschaftlich zu unterscheiden, die weiße, die gelbe und die schwarze. Die unterste Stufe von den dreien nimmt die schwarze Rasse ein. Die Form ihres Beckens bringt sie den Tieren ziemlich nahe, wie sie auch geistig sich niemals über eine gewisse Beschränktheit erhebt. Dennoch ist ihr Abstand von der Tierwelt immerhin noch so groß, daß eine körperliche und geistige Angliederung an dieselbe unmöglich ist. Das Denkvermögen des Negers ist mittelmäßig, dagegen ist er heftig im Begehren und Wollen. Von seinen Sinnen zeigen Geschmack und Geruch eine oft erstaunliche Entwicklung, wie sie den anderen Rassen fehlt. Aber gerade in der Gierigkeit seiner Sinne liegt das sprechendste Merkzeichen seiner Minderwertigkeit. Alle Nahrungsmittel sind ihm recht, keines erfüllt ihn mit Widerwillen. Ebenso steht es mit den Gerüchen. Damit verbindet sich eine Unbeständigkeit der Laune und eine Unsicherheit der Gefühle, die für ihn den Begriff der Tugend wie des Lasters aufhebt. So schnell wie ein Begehren und ein Gefühl in ihm aufflammt, so schnell ist es verschwunden und vergessen. Endlich gibt er gleich wenig auf sein eigenes Leben wie auf ein fremdes. Er tötet gern, bloß um zu töten, und angesichts eines ihm bevorstehenden Leidens

flüchtet er aus Feigheit oder infolge einer schaudervollen Unempfindlichkeit in den Tod.

Die gelbe Rasse bildet das gerade Gegenteil dazu; zunächst durch den Bau des Schädels, der, im Gegensatz zum Neger, geradezu nach vorn strebt. Die Stirn, breit, knochig, oft vorspringend und nach oben mächtig entwickelt, lastet auf einem dreieckigen Gesicht; Nase und Kinn zeigen nicht die plumpen Vorsprünge des Negers. Eine Hinneigung zur Fettleibigkeit findet sich bei den Gelben häufiger als bei den anderen Rassen. Daneben geringe Körperkraft und Anlage zur Gleichgültigkeit! Im Gefühlsleben keine jener seltsamen Ausschweifungen, die bei den Schwarzen so gewöhnlich sind! Schwaches Begehren, ein eher eigensinniger als ausschweifender Wille, ein beständiger, aber ruhiger Sinn für körperliche Genüsse! Bei geringerer Gefräßigkeit ist der Gelbe mehr wählerisch in den Speisen als der Neger. In allem zeigt er einen Hang zum Mittelmäßigen und ein ziemlich leichtes Fassungsvermögen für alles, was nicht zu hoch noch zu tief ist. Er besitzt Liebe zum Nützlichen, Achtung vor der Regel und Bewußtsein von den Vorteilen einer gewissen Gabe von Freiheit. Der Gelbe ist Geschäftsmann im engsten Sinne des Wortes. Er ist Träumereien wie wissenschaftlicher Betrachtung abhold, erfindet wenig, ist aber imstande, alles, was ihm nützt, zu würdigen und anzunehmen. Seine Wünsche beschränken sich darauf, möglichst angenehm und bequem zu leben. Man sieht, er ist dem Neger überlegen. Diese Menschen bilden eine Volksmasse und einen Kleinbürgerstand, wie ihn jeder Staatengründer sich zur Grundlage seiner Gesellschaft nur wünschen kann; aber sie geben nicht den Rohstoff, um einer Gesellschaft Spannkraft, Schönheit und Schaffensfreudigkeit zu verleihen.

Es folgen die weißen Völker. Sie besitzen überlegte Tatkraft oder noch besser tatkräftige Einsicht;

den Sinn für das Nützliche, aber in einer höheren, kühneren und mehr vergeistigten Auffassung als die gelbe Rasse; eine Beharrlichkeit, welche jedoch entgegenstehende Schwierigkeiten berechnet und so Mittel findet, sie zu überwinden. Mit der viel größeren Körperkraft vereint sich ein sicherer Trieb zur Ordnung, aber nicht mehr lediglich als Unterpfand für Ruhe und Frieden, sondern um besser haushalten zu können. Dazu ein ausgesprochener, zuweilen übertriebener Sinn für die Freiheit! Eine erklärte Feindschaft gegen das Formenwesen, in welchem die Chinesen so gern ihr schläfriges Dasein hinbringen, wie gegen rücksichtslose Gewaltherrschaft, den einzigen Zügel, dem die schwarzen Völker sich fügen.

Die Weißen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Diese höhere Wertschätzung desselben entspringt wohl dem Umstand, daß sie eben einen besseren Gebrauch davon zu machen wissen; sie schonen es mehr, an sich wie an anderen. Wird eine Grausamkeit verübt, so ist man sich derselben bewußt, was bei den Schwarzen nicht immer der Fall ist. Und trotz dieser gesteigerten Liebe zum Leben haben sie Gründe gefunden, um es ohne Murren aufzugeben. Der Hauptbeweggrund dieser Art ist die Ehre, die, unter gleichem oder ähnlichem Namen, seit jeher in der weißen Gattung eine hervorragende Rolle gespielt hat. Dieser Ehrbegriff mit seiner kulturhaften Bedeutung ist den Gelben wie den Schwarzen gleichmässig unbekannt. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß der ungeheuren Überlegenheit der Weißen im Gesamtbereiche des geistigen Lebens eine auffallende Schwäche im Empfindungsleben gegenübersteht. Seine sinnliche Begabung reicht nicht an die der Gelben und Schwarzen heran, und er wird daher in seiner körperlichen Lebensbetätigung, obgleich sein Körper beträchtlich kräftiger gebaut ist, weniger lebhaft in Anspruch genommen als jene.

Das sind die drei Grundbestandteile des Menschengeschlechts, die von Gobineau sogenannten Sekundärarten; denn den adamitischen Primärmenschen glaubte er von der Betrachtung ausschließen zu müssen. Aus der Verbindung der Unterarten jedes einzelnen der drei Arten sind dann Tertiärgruppen hervorgegangen. Die Bildungen vierten Grades verdanken ihr Dasein der Ehe einer Tertiär- oder reinen Sekundärgattung mit einer anderen Tertiärgruppe. Aus diesen Klassen sind nun wieder andere hervorgegangen und gehen noch täglich hervor, von denen einige, infolge anhaltender Durchdringung und Mischung desselben Blutes, das Bild einer ausgeprägten und selbständigen Art geben, während andere noch durchaus unfertig, in gewissem Sinne gesellschaftsfeindlich erscheinen. Die Zahl der so entstandenen Menschengattungen ist heute unendlich und kaum zu zählen.

Es wäre nun ungenau, wollte man alle Mischungen kurzerhand für schlecht und schädlich erklären. Sie haben vielfach genützt. So ist aus der Mischung der gelben und schwarzen Rasse die malaiische hervorgegangen, die wertvoller ist als beide Stammrassen. Desgleichen entstanden aus weißer und gelber Mischung Volksstämme, welche die gelben und schwarzen überragen. Aber im allgemeinen wird man sagen, daß die geringen Völker bei der Mischung sich an Wert gehoben, die edleren dagegen, leider! um ebensoviel verschlechtert haben. Man kann zugeben, daß ein Mulatte, welcher Rechtsanwalt, Arzt oder Kaufmann geworden ist, hoch über seinem Großvater steht, einem ungebildeten, zu nichts brauchbaren Neger, aber man darf doch andererseits nicht leugnen, daß die ältesten Brahmanen, daß die Helden der Ilias und die von Firdusi besungenen persischen Helden des Schahnameh und endlich die alten skandinavischen Krieger, sämtlich glorreiche Erscheinungen jetzt verschwundener Rassen, ein glänzenderes und edleres

Bild der Menschheit darboten, als die Mischlingsrassen gegenwärtiger Zeit. Und doch waren auch sie schon nicht mehr rein.

Es zeigte sich übrigens mehrfach, daß ein allmählicher Zufluß weißen Blutes, wenn er also nicht auf einmal und in überwältigender Menge erfolgte, dem befruchteten Stamm nicht mehr seine natürlichen Vorzüge mitbrachte. Er vermehrte häufig nur die schon vorhandene Unordnung. Diese scheinbare Regelwidrigkeit erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß jede fertige und vollkommene Mischung, welche also in diesem Falle dem weißen Zufluß vorangegangen wäre, nicht bloß die Eigenarten jedes der alten Mischungsbestandteile, sondern auch ganz neue, aus der Mischung hervorgegangene selbständige Eigenarten aufweist. Diese letzteren ergeben mit jedem neuen Zufluß wieder neue Eigenarten, so daß schließlich bei einem nur allmählich erfolgenden Zufluß weißen Blutes eine neue Aufwühlung der Rassebestandteile eintritt. Wenn bei alledem Mischungen, in gewissen Grenzen, der Masse der Menschheit nützlich sein, sie emporheben und veredeln können, so geschieht es stets auf Kosten der Gesamtmenschheit, und wenn einige sich der Auffassung zuneigen, daß es besser sei, ungezählte Mengen untergeordneter Wesen zu mittlerer Höhe emporzuheben, anstatt eine einzelne Fürstenrasse zu züchten, so dürfen sie nicht vergessen, daß die auf Kosten der vormals Großen geschaffene Mitttelmäßigkeit nicht stehen bleibt, sondern durch weitere Mischungen immer tiefer herabsinkt und daß aus den mehr und mehr entwerteten Ehen eine Verwirrung entsteht, welche die menschliche Gesellschaft schließlich zur Nichtswürdigkeit führt, gegen die es keine Abhilfe, keine Aufbesserung mehr gibt.

Die Wahrheit dieser Behauptung muß durch die Geschichte bestätigt werden. Und diese zeigt uns denn auch, daß jede höhere Zivilisation von der Mitwirkung

der weißen Rasse herrührt, daß keine ohne ihre Beihilfe bestehen kann und daß eine Gesellschaft sich desto höher und glänzender gestaltet, je länger sich die Gruppe, aus der sie hervorgegangen ist, in ihrem Blute rein erhält, und je näher diese Gruppe selbst dem edelsten Zweige ihrer Gattung zugehört. So unternimmt es Gobineau in den folgenden fünf Büchern seines Werkes, alle menschlichen Zivilisationen, die seit Anbeginn geschichtlicher Zeiten sich auf Erden längere Zeit bemerkbar gemacht haben, — und er findet deren nicht mehr als zehn! — einer geschichtlichen Prüfung zu unterziehen. Wenn unter diesen 10 Zivilisationen, die jetzt zum guten Teil verschwunden sind, nur eine ist, die ihre treibende Kraft nicht von der weißen Rasse und ihren Todeskeim nicht von einer der beiden anderen Rassen oder der durch Mischungen entstandenen Verwirrung empfangen hätte, so erklärt Gobineau seine ganze in diesem ersten Buche dargestellte Rassenlehre für falsch und widerlegt. Wenn aber die geschichtlichen Tatsachen seiner Lehre entsprechen, so wird es erwiesen sein, erstens daß die Weißen die adlige Rasse darstellen; ferner aber, daß die Völker nur entarten infolge und im Verhältnis der Mischungen, welche sie durchmachen; endlich, daß keine Zivilisation einen schlimmeren Stoß erhalten kann, als wenn die Zahl ihrer verschiedenen Bestandteile so groß wird, daß sie zu keinem Einklang und, infolge der fehlenden Gemeinsamkeit der Denkweise, auch zu keiner Gemeinsamkeit der Antriebe und Bestrebungen mehr gelangen kann, ohne welche eine Gesellschaft keine Daseinsberechtigung mehr hat. Dieses Menschenwirrsal ist eine schlimme Geißel für ein Volk, denn so traurig sie schon in der Gegenwart wirkt, die Zukunft wird nur immer schrecklicher werden.

Die 10 Zivilisationen, welche Gobineau in geschichtlicher Behandlung prüfen will, sind folgende:

1. Die indische Zivilisation. Ihre Vertreter entstammen einem Zweige der weißen, arischen Rasse.

2. Die ägyptische, um welche sich die Äthiopier, Nubier und einige andere kleine Völker scharen. Ins Leben gerufen ist sie durch eine arische Ansiedlung aus Indien, die sich im oberen Niltal niederließ.

3. Die assyrische, welcher sich die Juden, Phönizier, Lyder, Karthager und die Himjariten (im südwestlichen Arabien) anschließen. Sie verdankt ihre Entwicklung den großen Einwanderungen jener Weißen, für die man die Bezeichnung der Nachkommen Sems und Hams beibehalten kann. Die später eindringenden zoroastrischen Iranier dagegen, zu denen auch Meder, Perser und Baktrer gehören, bilden einen Zweig der arischen Familie.

4. Die griechische Zivilisation. Ihre Träger entstammen gleichfalls einem arischen Zweige, gerieten aber frühzeitig mit semitischen Teilen in Berührung.

5. Die chinesische Zivilisation. Sie bildet ein Seitenstück zu der ägyptischen, insofern auch hierhin eine aus Indien stammende arische Ansiedlung den ersten Antrieb zur Gesellschaftsbildung brachte. Nur daß sie sich nicht, wie in Ägypten, mit Schwarzen, sondern mit Gelben und Malaien vermischte und außerdem von Nordwesten her zahlreiche Zuschüsse von arischen, wenn auch nicht indischen Weißen erhielt.

6. Die altitalische Zivilisation, aus welcher die römische Kultur hervorging; sie war ein Mosaik von Kelten, Iberern, Ariern und Semiten.

7. Die germanische Zivilisation. Ihre Rassen gestalteten im 5. Jahrhundert den Geist des Abendlandes um; sie waren Arier.

Unter den Nummern 8 bis 10 behandelt Gobineau die drei amerikanischen Kulturvölker, die Alleghaner, Mexikaner und Peruaner.

Die sieben ersten Zivilisationen, welche im Umkreis der alten Welt blühten, gehören alle mehr oder

weniger der arischen Rasse an, mit Ausnahme der Assyrer. Aber auch deren Macht verdankt schließlich den vom Iran eindringenden Ariern eine Wiedergeburt, welche den Glanzpunkt ihrer Geschichte bezeichnet.

Fast das ganze europäische Festland wird gegenwärtig von Völkergruppen bewohnt, deren Ursprung weiß ist, bei denen aber die nicht arischen Elemente in der Überzahl sind, und es gibt dort keine wahrhafte Zivilisation, wo nicht arische Zweige einst die Herrschaft gehabt haben.

Von den zehn genannten Zivilisationen ist keine einzige von der schwarzen Rasse ausgegangen. Desgleichen ist die Kultur der Chinesen keineswegs aus ihnen selbst erwachsen. Dazu bedurfte es der treibenden Kraft arischen Blutes.*) Als dies erschöpft war, trat Stillstand ein.

Mit diesen Betrachtungen hat der allgemeine, lehrmäßig aufbauende Teil des Gobineauschen Werkes sein Ende oder besser seinen Abschluß erreicht. Mögen den Leser die wenigen Brocken, welche ich ihm von einer reichen Schüssel darbieten konnte, nicht gesättigt haben, mögen sie vielmehr das Verlangen in ihm erwecken, sich an die volle Tafel zu setzen und von den kostbaren Gaben zu genießen, in denen ein Gobineau Wissen und Weisheit so wunderbar verbunden hat.

---

*) Die Behauptung des weißen Ursprungs der chinesischen wie auch der ägyptischen Zivilisation gehört zu den wenigen Fällen, wo Gobineau zugunsten einer planmäßigen Darstellung seiner Lehre den Beweis als von vornherein gegeben annehmen mußte. Der Beweis wird erst in dem folgenden geschichtlichen Teil erbracht.

